ALBERTUS KIRCHMAYER
CAN. R. W. PROF. RHET.
Wink del.

<36605842530012

<36605842530012

Bayer. Staatsbibliothek

H. Eccl. 1102

Grundriß
der
Geschichte
der
christlichen Kirche.

Von

L. T. Spittler.

Erster Theil.

Letzte verbesserte Auflage.

Wien,
Gedruckt für F. A. Schrämbl
bey Ign. Alberti.
1790.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
zur zweyten Ausgabe.

Bey der zweyten Auflage dieses kleinen Entwurfs einer allgemeinen Kirchengeschichte sind mehr nur einzelne kleine Abänderungen gemacht worden, als daß im Ganzen eine Veränderung

hätte ausgeführt werden können, welche dem Plane, der meinen gegenwärtigen Uiberzeugungen entspricht, gemäß gewesen wäre. Letzteres hätte ein völlig neu ausgearbeitetes großes Werk erfordert, zu dessen würdiger Darstellung manche Vorarbeiten erst noch vollendet werden müssen, welchen allein die Muße mehrerer Jahre sowohl nöthige Vollständigkeit als Reife geben kann.

Die erste nothwendigste Hauptveränderung wäre unstreitig gewesen — sorgfältiges Citiren aller Stellen, worauf sich diese und jene Anspielung,

oft die Wahl gerade dieses Ausdrucks beziehe. Mancher hält es vielleicht für Intoleranz, wenn einmahl vom Papst, der Ausdruck Untergott, Vicegott gebraucht wurde; aber diese und andere ähnliche Ausdrücke sind gerade von dem Papste, bey dessen Nahmen das Wort vorkommt, entweder selbst gebraucht, oder von seinen Freunden ihm beygelegt worden, wie in einigen solcher Fälle selbst schon aus Heidegger erhellt. So wäre selbst schon allein in solchen Beziehungen eine recht sorgfältige Treue im Citiren nothwendig gewesen, aber auch diese Hauptveränderung hätte nothwendig mehre-

re Hauptveränderungen erfordert, welche der ganzen kleinen Schrift eine Ausdehnung zum brauchbargroßen Werke hätten geben müssen.

Göttingen

den 20. April, 1785.

Vorrede.

Ein kleiner Grundriß der Kirchengeschichte, der, für eigene Lectüre nicht ganz uninteressant, doch zugleich bey öffentlichen Vorlesungen gebraucht werden könnte, scheint den Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitalters besonders angemessen zu seyn, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf die grossen Veränderungen der katholi-

schen Hierarchie gerichtet ist. Die Schwierigkeit, zwey solche ungleichartig scheinenden Zwecke zu vereinigen, wird vielleicht bey billigen Richtern manche Fehler entschuldigen, welche bey erster Darstellung eines solchen Versuchs fast unmöglich zu vermeiden sind. Ich habe, wie gleich aus der Geschichte der ersten Periode erhellen wird, alles bloß Gelehrte hinweggelassen, die pragmatischen Hauptpuncte kurz zusammengestellt, und bald mehr bald weniger merkbar den Leser auf den Platz hinzuführen gesucht, auf welchem das Ganze und das Verhält-

niß aller einzelnen Theile, meinem Bedünken nach, am richtigsten überschaut werden konnte. Diesem Plane vollkommen treu zu bleiben, sind durchaus alle Citate hinweggelassen worden, und selbst der Versuch, nur hie und da einige der aufklärendsten beyzufügen, würde zu einer unangenehmen Weitläuftigkeit verleitet haben. Die Litterärgeschichte der Kirchenscribenten schien mir, so wie sie nach Mosheims Beyspiele gewöhnlich beygefügt wird, kein nothwendiger Theil einer pragmatischen Kirchengeschichte zu seyn: der Nahme

eines großen Kirchenschriftstellers wird am bequemsten hie und da in die Erzählung einer gewissen Hauptbegebenheit eingeflochten, und die kleinen Erläuterungen, auf welche oft ein absichtlich gewählter Ausdruck in den beygefügten chronologischen Tabellen begierig machen kann, geben häufige Gelegenheit, den Nahmen eines manchen ältern und neuern Kirchenschriftstellers zu nennen, welcher in der fortgehenden Erzählung keinen Platz fand. Alle solche Verschiedenheiten dieses Grundrisses von ähnlichen ältern und neuern Versuchen kann ich mit Ruhe der ei-

genen Bemerkung und dem Urtheile des Lesers überlassen, ohne ihn durch eine Apologie vorbereiten zu wollen; aber da nun mein Manuscript gedruckt vor mir liegt, bemerke ich selbst hie und da einen Fehler, den mich vielleicht schriftstellerische Eigenliebe, bey diesem einmahl gewählten Plane, zu sehr für unvermeidlich halten läßt. Die Neigung kurz zu seyn und doch viel zu sagen, scheint oft dem historischen Ausdrucke hie und da eine entscheidende Heftigkeit zu geben, welche allem Zwecke historischer Belehrungen entgegen ist. Doch selbst der bisher schwächere Theil

des kirchenhistorischen Publikums, dessen Ohr nicht genug geschont werden konnte, selbst der römischkatholische Clerus ist nun durch viele schmerzhafte Operationen endlich so sehr an Hörung der ganzen Wahrheit gewöhnt, daß es um einiger wenigen willen nicht der Mühe werth ist, sich reuen zu lassen, die erkannteste Wahrheit im Tone der vollesten Uiberzeugung gesagt zu haben.

L. T. Spittler.

Vorbereitung.

§. 1.

Es gehöret selbst zu den Lehren der christlichen Religion, daß sich ihre Bekenner zu einer gewissen äußern Gesellschaft vereinigen sollen; und wenn auch die ersten Lehrer derselben nicht so sehr darauf gedrungen hätten, so trug doch wie zur Bildung so auch überhaupt zur Existenz einer solchen äußern Gesellschaft schon die Art der ersten Ausbreitung dieser neuen Religionslehren sehr viel bey, und es ist in beydem eine der sichtbaresten Spuren des jüdischen Ursprungs der christlichen Kirche.

Die Schicksale dieser Gesellschaft, zum Bekenntniß gewisser Religionslehren vereinigt, ihre abwechselnden äußern Verhältnisse und ihre wandelbare innere Verfassung, nebst den verschiedenen Umformungen dessen, was sie bekannte — soll die christliche Kirchengeschichte schildern.

§. 2.

Bei keiner Art von Geschichte ist es so nothwendig als hier, vorläufig den Gesichtspunct fest-

zusetzen, aus welchem sie betrachtet werden muß, und sich mit einigen Regeln der Vorsicht genau bekannt machen, ohne deren Beobachtung keine zuverlässige und brauchbare Kenntniß möglich ist. Nirgends wird man mit einer Menge von Begebenheiten so überhäuft als hier, keinen Theil der Geschichte hat frommer und ruchloser Partiegeist so zerrüttet als diesen, und holt noch immer von dorther Beweise, welche oft nicht bloß auf Verdrehung einzelner Stellen der Alten, sondern auf den künstlichsten Verschiebungen des Zusammenhangs der Geschichte ganzer Jahrhunderte beruhen. Der Reichthum von Quellen und Zeugen, welchen diese Geschichte ganz eigen hat, erleichtert und erschwert ihr Studium; wo ist der Werth der historischen Zeugnisse schwerer zu bestimmen als in der Kirchengeschichte?

§. 3.

Erster Hauptgesichtspunct der christlichen Kirchengeschichte soll unstreitig dieser seyn, aus den Revolutionen der achtzehn verflossenen Jahrhunderte sich die historische Auflösung des gegenwärtigen Zustandes der christlichen Kirche zu suchen. Die Reihe ist vielleicht in keiner Geschichte so zusammenhängend wie hier, geht selbst durch die unterbrechendsten Revolutionen ununterbrochen hindurch, und bleibt immer ein ganzes, auch wenn die Erzählung aus einer Weltgegend in die andere übergeht. Wem es darum zu thun ist, aus der Geschichte nicht nur gelehrt sondern auch weise zu werden, für den ist es in einzel-

nen Perioden das herrlichste Schauspiel, auf die Entwickelungen des menschlichen Geistes zu merken, wie sich dieser im Verhältniß auf seine wichtigste Angelegenheit durch die mächtigsten Strebungen und unglaublichsten Verirrungen gebildet hat. Nirgends läßt sich das Fortschreiten des menschlichen Geistes mit allen Retrogradationen und Verirrungen so beurkunden als hier, nirgends die Farbe besser bemerken, welche er vom Klima, von der besondern Verfassung, in welcher er sich entwickeln mußte, und andern äußern Umständen annahm. Wo haben sich je die verschiedenen Schattirungen und Mischungen des Irrthums und des Lasters, die mannichfaltigsten Proben des wechselsweisen Einflusses des Verstandes und Herzens deutlicher gezeigt als in der Geschichte der christlichen Kirche? Der Vorrath von Nachrichten erlaubt hier, so ganz ins einzelne zu gehen, und gerade hieraus entspringt der sicherste Unterricht.

Man kann zwar in mancher Rücksicht mit Recht sagen, daß Kirchengeschichte von dieser Seite betrachtet nichts anders sey, als ein langes Klaglied über Schwäche und Verderbtheit des menschlichen Geistes: aber der Unglaubige und Aberglaubige des siebzehnten Jahrhunderts handelt doch ganz anders als sein Nahmensbruder im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, und wie undankbar würde es seyn, die großen Fortschritte nicht bemerken zu wollen, welche die Menschheit wirklich auch hierin gethan hat.

§. 4.

Die christliche Kirchengeschichte ist eine Art von Universalhistorie. Ihr Gegenstand sind Nationen von den verschiedensten Sprachen und Verfassungen, welche einander vielleicht sonst kaum in einem andern Gesichtspuncte berühren als in der Historie der christlichen Kirche. Der Begriff einer Universalhistorie bringt es schon mit sich, nicht mit einer gewissen Vorliebe eine oder die andere Nation gleichsam zur herrschenden zu machen. Man wird sich also in der Geschichte des mittlern Zeitalters sehr hüten müssen, die Kirchengeschichte nicht in eine bloße Geschichte der Päbste und ihrer Mißhandlungen Deutschlands zu verwandlen. Zwar wird, ohne Schaden für das Ganze, die Geschichte von Deutschland und Frankreich meistens als der Mittelpunct betrachtet werden können; aber oft doch nur wegen dem größern Interesse des Einheimischen, und wegen leichterer Erinnerungen der Begebenheiten, welche am besten in eine sonst schon bekannte Geschichte eingeflochten werden. Die schwere Kunst des pragmatischen Kirchengeschichtschreibers ist, die Abwechslung glücklich zu treffen, wenn sich der Hauptfaden der Universalkirchenhistorie von einem Reich in das andere verlieren soll.

§. 5.

Kirchenhistorische Kritik.

Die Zeugen haben Wahrheit sagen können und Wahrheit sagen wollen, dieß ist sonst Sum=

marium aller historischen Kritik, aber wenn nicht schon überhaupt immer das Wollen so gar schwer zu beweisen wäre, wie viel schwerer als irgend sonst in einer Geschichte läßt sich hier das Können darthun? Ein ehrlicher Mann, aber vielleicht von den ersten Jahren der Jugend her in das Interesse einer gewissen Partie verstrickt, bey fortgehendem Alter durch eine Menge der feinsten Bande immer genauer mit derselben vereinigt, voll von dem Gedanken, daß die Sache seiner Partie Gottes Sache sey, vielleicht auch nicht unbillig durch manche Fehler des Gegentheils gereitzt — wer kann von diesem Manne reine Wahrheit erwarten? Wer erkennt nicht hier das Bild eines manchen Kirchengeschichtschreibers der Quelle ist?

In welcher Geschichte giebt es besonders in den ersten dunklern Zeiten so viele unterschobene betriegerische Schriften? Wissen wir nicht von den Zeiten, wo es Grundmaxime in einem blühendsten Theile dieser Gesellschaft war, daß Betriegereyen, welche zum Vortheil der Gesellschaft geschehen, verdienstlich seyen? Wie wachsam und argwöhnisch muß also nicht die Kritik seyn? Und wird alle ihre Wachsamkeit vor der Täuschung sich hüten können, oft die Stimme triumphierender Partien für die Stimme der Wahrheit zu halten?

§. 6.

Fließen aber schon die ersten Quellen der Kirchengeschichte so trübe, wie viel mißtrauischer

wird man gegen diejenigen seyn müssen, welche ihren Strom erst aus diesen Quellen zusammengeleitet haben! Vorurtheil für und wider alte Ketzer oder Orthodoxe, unglückselige Fertigkeit, Begriffe neuerer Zeiten den ältern zu unterschieben, Trägheit aus der Quelle zu schöpfen, geschmackloses Erörtern der unbedeutendsten Kleinigkeiten, wodurch aller wahre Nutzen der Geschichte zernichtet wird — wie vieler solcher Realeintheilungen der ältern und neuesten Kirchengeschichtschreiber könnte man machen! Nicht Baronius allein ist partheyisch, auch der Ketzerpatron Arnold hat seine Schwäche; man kann oft auch dem Papst zu viel thun, die Kirchenväter verunglimpfen, weil sie nicht wußten, was wir wissen, und oft ist es der geradeste Weg, historischer Wahrheit zu verfehlen, wenn man immer auf die Prätensionen der römischen Kirche polemische Rücksicht nimmt.

§. 7.

Die Quellen der Kirchengeschichte theilen sich, wie bei jeder Geschichte, in Documente, Schriftsteller, die als Zeugen gelten können, und Bearbeiter [1]). Die Schriftsteller, welche als Zeu-

1) Auf die Litterärgeschichte der Kirchenhistorie hat Sagittarius introductione in hist. Eccles, vorbereitet. Der dritte Band des bünauischen Katalogus ist ein noch nützlicheres Hilfsmittel. Pfaffs (introduct. in hist. theol. litterar.) scheinbarer Reichthum wird billig durch den zwar ärmern,

gen gelten können, müssen nach der Natur der Sache bei jeder einzelnen Periode und bei jeder einzelnen Hauptrevolution angegeben werden, sie können sich nicht über das Ganze erstrecken, und da durch die ganze Geschichte des Mittelalters hindurch Kirchen- und Staatsgeschichte so vermischt sind, als beyde Gesellschaften damals es selbst waren, so sind auch keine eigene allgemeine Sammlungen der Schriftsteller möglich.

Zu den Documentensammlungen, welche sich auf die allgemeine Kirchengeschichte beziehen, gehören vorzüglich die großen Conciliensammlungen. In ihnen findet man auch alle Briefe der Päpste sammt Lebensbeschreibungen derselben, manche andere wichtige Urkunden, welche die politischen Verfassungen der Kirche betreffen 2).

---

aber getreuern Buddeus (isagoge historico-theol.) fast entbehrlich gemacht. Der erste Band der schröckhischen Kirchengeschichte ist voll der treffendsten und nützlichsten Bemerkungen für die Litteratur der Kirchengeschichte. C. W. Fr. Walchs Grundsätze der zur neutestamentl. KHist. nöthigen Vorbereitungslehren und Bücherkenntniß (Gött. 1773, 8.) sind als Entwurf das beste.

2) Die neueste Sammlung ist die venedigische von Mansi. Der 25ste Foliant derselben, der letzte, so bisher erschienen ist, geht bis auf das J. 1225. Die mansische Sammlung ist eine revidirte, vollständigere Ausgabe der coletischen, welche zu Venedig 1728. in 25 Folianten erschien. Coleti revidirte und supplirte die Sammlung, welche

Gute Liturgiensammlungen sind eben so nützlich, wenn wir sie nur erst hätten 3).

Die Urkunden, welche die politischen Rechte oder Verbindlichkeiten der Kirchen betreffen, müssen bey jedem einzelnen Reiche, von dessen Kirche die Rede ist, nachgesucht werden.

§. 8.

Unter die ersten Bearbeiter, zum Theil aber auch Zeugen gehören:

Eusebius, B. zu Cäsarea in Palästina. In den zehn Büchern seiner Kirchengeschichte faßt er nach seiner Art alles von Christi Geburt bis auf das Jahr 324 zusammen. Seine vier Bücher von Constantins des großen Leben sind eine Art von Supplement 4).

---

der Jesuit Labbe, zu Paris 1674. in 18 Folianten herausgegeben hatte.

Harduins Ausgabe (Paris 1712, 12 vol. fol.) ist wegen der Untreue des verfälschenden und verstümmelnden Herausgebers verdächtig. Schade für die herrlichen indices wodurch sie so brauchbar wäre!

3) Historischkritische Anmerkungen über die Liturgiensammlungen überhaupt, und besonders über Renaudot Collectio liturgiarum Orientalium. Paris 1716. 4.

Assemanni (Ios. Al.) Codex Liturgicus Ecclesiae universae Rom. 1749., 4. 13 Tom.

4) Stroths Ausgabe, Halle 1779, 8.

Sokrates und Sozomenus zween Advokaten zu Constantinopel setzten ihn fort. Jener in sieben Büchern vom Jahre. 306—439, dieser in neun Büchern vom Jahre 323—423.

Mit ihnen läuft parallel des B. Theodorits Kirchengeschichte vom Jahr 322—427.

Gemeiniglich sind mit diesen vier Geschichtschreibern noch ein Auszug aus dem Arianer Philostorgius, Fragmente des Theodorus, und die Geschichte des Evagrius verbunden. Diese Reihe von Geschichtschreibern reicht bis 594 5).

Die Historiker des mittlern Zeitalters sind zwar sehr häufig mehr Kirchenhistoriker als Staatsgeschichtschreiber, man hat auch manche von ihnen, welche ihrem Werk den Titel Kirchengeschichte gaben, aber sie sind, wenn sie das Ganze der Kirchengeschichte umfassen wollen, so jämmerliche Ausschreiber der hier genannten Autoren, daß sie hier keinen Platz verdienen. Fast bis auf die Zeiten der Reformation hin dauerte diese unglückliche Schlafsucht, denn es waren nur einzelne schwache Versuche, welche zur Zeit

---

5) Duvalois gab sie mit trefflichen Anmerkungen Paris 1659, in 3 Fol. heraus; der fehlerhafte deutsche Nachdruck ist häufiger. Die neueste Ausgabe, zu welcher wenigstens auch einiger neue Beitrag hinzukam, ist von Reading, Cambridge 1720, fol.

der Kostnitzer und Basler Synode und auch von Lorenz Valla gemacht wurden, die ägyptische Nacht der drückendsten Vorurtheile ein wenig mehr aufzuhellen.

§. 9.

Zur Zeit der Reformation griff eine Gesellschaft lutherischer Theologen (Matth. Flacius war an ihrer Spitze) die römische Kirche in einem Werk von mehrern Folianten an, worin sie bis ins 13. Jahrhundert herab zeigten, wie unrichtig die Alterthumsprätensionen der römischen Kirche seyen 6). Über ein Jahrhundert lang ruhten die lutherischen Theologen auf den Lorbeeren, welche diese Männer mit der unbegreiflichsten Arbeit errungen hatten. Georg Calixt that etwas 7), aber sein Zeitalter war nicht zu wecken. Ittig war gelehrt und schrieb einiges 8): aber Arnold machte den Theologen manchen bisher

---

6) Centuriae Magdeburgenses Basil. 1559 — 1574, fol. Die neueste Ausgabe Nürnberg, 1757 in 4, ist mit Anmerkungen vermehrt, aber noch nicht vollendet.

7) Außer einzelnen Materien, die er oft so ausführte, daß er seine Nachfolger noch hinter sich hat, gehört als Probe seiner kirchenhistorischen Bemühungen hieher historia de statu rerum in Eccl. Occid. Sec. VIII — X, ein Anhang des apparatus theologicus, Helmstad. 1661, 4.

8) Selecta Capita hist. Eccl. Sec. I. et II. Lips. 1709 und 1711.

ruhigen Besitz gar zu streitig, daß sie nicht hätten aufmerksam werden sollen 9). Weismann 10), der die Wahrhaftigkeit nicht nur als erstes sondern als einziges Gesetz des Kirchengeschichtschreibers betrachtet zu haben scheint, behauptete zuerst unter allen Gegnern und Freunden Arnolds die Unpartheilichkeit eines Richters. Hätte der geschmackvolle Mosheim 11) Semlers 12) Freymüthigkeit und Walchs 13) Bedachtsamkeit

---

9) Die erste Ausgabe Frankf. 1699. Die vollständigste Schafhausen, 1740 in 3 Fol.

10) Memorabilia Hist. Eccles. vermehrtere Ausgabe Halle 1745, 2 B. 4.

11) Vorzüglich gehören hieher;
Institutionum hist. Chr. L. IV. zuerst Helmstädt 1755, gr. 4. Von den zwo neuern deutschen Übersetzungen ist die schlegelsche nach aller Rücksicht die beste, wegen der Anmerkung des Herausgebers für den Anfang des Studiums der Kirchengeschichte eines der nützlichsten Bücher.
Commentarii de rebus christianorum ante Constantinum M. Helmst. 1753, 4.

12) Selecta Capita hist. Eccles. Halae 1767, 3 P. 8, reichen bis an die Zeiten der Reformation hin.
Commentarii historici de antiquo Christianorum statu. Halae 1721 2 Vol. 8.
Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeschichte, 3 Bände, Halle 1773, 8. Der letzte Band begreift die Geschichte der katholischen Kirche des siebenzehnten Jahrhunderts.

13) Geschichte der Päpste, Leipzig 1758, 8.

mit sorgfältigerem Quellenstudium vereinigt, so würde eine gute Kirchengeschichte nicht mehr bloß frommer Wunsch seyn, und Schröckh [14]) würde den Weg des Geschichtschreibers nicht erst bahnen dürfen.

§. 10.

Sowohl in Bearbeitung einzelner Materien als in Umfassung des Ganzen, sind uns Schriftsteller der reformirten und katholischen Kirche, wenn man in einigen Puncten die neueste Periode ausnimmt, sehr weit vorgelaufen. Wenn schon der polemische Zuschnitt den Nutzen der Werke der Daille [15]), Claude [16]) und Blondell [17]) ein

---

Entwurf einer Geschichte der Concilien, Leipzig 1759, 8.

Geschichte der Ketzereyen, 10 Theile, gr. 8.

14) Christliche Kirchengeschichte, 8 Theile, 8 endigt nur noch die arianischen Händel.

15) Die wichtigern Werke desselben sind: De usu Patrum Genev. 1656, 4.

De cultibus religiosis Latinorum, Genevae 1672, 4.

De pseudepigraphis apostolicis, Harderv. 1653, 8.

16) Er war der vornehmste der reformirten Theologen des vorigen Jahrhunderts, welche die Perpetuité de la foi catholique touchant l'Eucharistie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn widerlegten.

17) Turrianus vapulans.

wenig schwächt, so sind doch durch sie manche wichtige kritische Resultate gewonnen worden.

Joh. Henr. Hottingers Kirchengeschichte [18] wird an Reichthum, und auch an Brauchbarkeit für den Polemiker gegen die katholische Kirche, von Fr. Spanheim [19] übertroffen; diese begreift aber ein Jahrhundert weniger, nehmlich das Reformationsseculum.

Jak. Basnage [20] hat viele von Mosheims Fehlern und Tugenden: als Widerleger von Bossuet sehr schätzbar, in allem was sich nicht dahin zieht, höchst unzuverlässig. Sam. Basnage hat die erregten Erwartungen weniger erfüllt [21]. Möchte doch J. A. Turretin mehr als nur ein Compendium geschrieben haben!

§. 11.

Cardinal Baronius sollte die Wunde heilen, welche Flacius mit seinen Collegen der römischen

---

Disquisitio de Johanna Papissa, Amst. 1657, 8.

18) Lateinisch in 9 B. in 8. Zürich 1655.

19) Am vollständigsten im ersten Tomus seiner Werke, Lugd. 1711, fol.

20) Histoire de l'Eglise, Rotterd. 1699, f. Vol. II.

21) Annales politico-ecclesiastici — usque ad Imp. Phocam, Rotterdam 1706, 3 Vol. fol.

Kirche geschlagen hatte. Man dankt ihm und noch mehr seinen Fortsetzern besonders Rainald die Einrückung vieler wichtigen Urkunden aus dem vaticanischen Archiv, und erstaunt über die Macht der Partheylichkeit, welche vorzüglich den Baronius durch sein ganzes Werk hindurch blendete 22). Die Kritik des Pagi ist ein Meisterstück, sie berührt aber vorzüglich nur die Zeitrechnung 23). Natalis Alexander der erste freymüthigere allgemeine Kirchengeschichtschreiber; aber seine alberne scholastische Methode macht ihn des Nahmens eines Geschichtschreibers ganz unwür-

---

22) Zuerst erschien Baronius, Rom 1588. Unterschied der römischen und antwerpischen Ausgabe. Bei der Ausgabe des Mansi (Lucca 1738, 18 Fol.) hat man nicht nur Rainalds Fortsetzung, sondern auch die Kritik des Pagi, besondere Anmerkungen des Georgi und Mansi, nebst einem eigenen Bande Apparatus und sehr brauchbarer Register.

Baronius geht nur bis 1198. Rainald setzte ihn mit mehrerer Unpartheylichkeit bis 1524 fort. Die Continuation des Dominikaner Bzovius geht zwar 48. Jahre weiter fort, aber sie erreicht weder die Wahrheit noch Vollständigkeit des erstern. Eben dieses gilt zum Theil so wohl von Laderchi, der in 3 Theilen die Geschichte von 1566 - 1571 begreift, als auch von dem in Fortsetzung des Baronius gar zu kurzen Spondanus, der in 2 Bänden die Geschichte von 1198 - 1648 erzählt.

23) Ohne Turretin wäre vielleicht Pagi der Welt ewig entzogen geblieben. s. Simon critique de Mr. Dupin, T. II, p. 403. Antw. 1727, 4 Vol. fol.

dig[24]). Der fromme Fleury übertrifft ihn weit[25]), und weder Orsi[26]) nach Saccarelli[27]), wenn sie ihre Werke vollenden sollten, werden auch nur den zweyten Platz nach Fleury erhalten.

Unvergeßliche Verdienste haben sich besonders französische Gelehrte um die Ausgabe alter Schriften und Documente des mittlern Zeitalters gemacht. Man hat noch nicht recht angefangen für die Kirchengeschichte zu benutzen, was Mabillon[28]), Baluze[29]), Dacheri[30]), Martene

---

24) Mit der Kirchenhistorie des alten Testaments, die neueste Ausgabe Lucca 1734, 9 Bände Fol.

25) Geht bis 1414. Fevre's Fortsetzung ist dem Hauptwerk nicht gleich. Die neueste Ausgabe erscheint seit 1778 zu Nismes in gr. 8. und wird nebst einem Bande Generalregister 24 Octavbände betragen.

26) Den Orsi, der nur die sechs ersten Jahrhunderte lieferte, setzt nun Becchetti fort.

27) Von Saccarelli hist. Eccl. sind 5 Quartb. fertig, sie geht noch nur bis 360.

28) Vetera Analecta, Paris 1723, fol. Auch sein Museum Italicum (Paris 1687) gehört hieher.

29) Vorzüglich seine Miscellanea. Die neueste Ausgabe von Mansi, Lucca 1761, 4 Fol.

30) Von seinem Spicilegium zieht man mit Recht die ältere Ausgabe. Paris 1657, in 13 Quartb. der neuen in 3 Fol. vor.

und Durand 31) herausgegeben haben. Es fehlt ein Tillemont für das mittlere Zeitalter 32).

§. 12.

Einem auch nur etwas sorgfältigen Forscher der Kirchengeschichte ist genauere Kenntniß des Lebens der Kirchenväter unentbehrlich, nicht nur weil Litteratur hier von so unermeßlichem Umfang ist, sondern auch weil die ersten Triebfedern der wichtigsten Revolutionen hier aufgesucht werden müssen. Einen Theil dieser Zwecke erfüllt Cave 33), welchem wegen der neuern Ausgaben und mancher einzelner Berichtigungen Hamberger 34) noch beigesetzt werden kann. Übrigens fehlt noch ein Werk, in welchem so manche Schätze,

---

31) Thesaurus novus anecdotorum, Paris 1717, 5. Fol. Collectio amplissima veterum scriptorum, Paris 1724. 9 Fol. Pezii thesaurus anecdotorum novissimus, Aug. Vind. 1721, in 6 Fol. enthält nicht so viel gemeinnütziges und allgemein nothwendiges.

32) Seine Memoires pour servir à l'histoire Ecclesiastique (bis zum Jahr 513) Paris 1693, 16. Quartb. sind als Excerpten-Repertorium betrachtet, ein Meisterstück.

33) Histor. litter. Script. Ecclesiasticor. Bas. 1740, 2 B. Fol. ist so brauchbar als die Englische Originalausgabe.

34) Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, Lemgo 1756, 4 Octavb.

welche hie und da in einzelnen andern größern und kleinern Schriften zerstreut sind, kritisch genau gesammelt sich finden.

§. 13.

Die Methode, Kirchengeschichte nach den Abschnitten der Jahrhunderte zu erzählen, ist, ungeachtet so vieler Beyspiele, wodurch sie geschützt würde, endlich einmal gestürzt; man sah an ihr die Macht der ersten Vorgänger auf alle nachfolgende. Wenn aber auch die Hauptperioden, welche man machen muß, richtig getroffen sind, so werden doch noch einzelne besondere Abschnitte erfodert, weil man ohne diese bey dem großen Reichthum der verschiedensten Materien weder pragmatischen Zusammenhang noch glückliche Übersicht des Ganzen behalten kann. Folgende Hauptabschnitte bey jeder Periode schienen mir ganz aus der Natur der Sache selbst zu fließen.

Geschichte der Ausbreitung. Man kann die verschiedene Ebben und Fluthen eines Stroms bemerken, ohne noch Rücksicht auf die Bestandtheile seines Wassers zu nehmen.

Geschichte der Kirche, noch bloß als Gesellschaft betrachtet. Ihre innere Constitution und

---

Fabricii bibl. Graeca und
Bibl. med. et infimae latin. (Mansi Ausg.) sind bey irgend einigem beträchtlichen Fortgang unentbehrlich.

ihre äußere Verhältnisse, wie beyde durch die abwechslendsten Schicksale gebildet wurden.

Geschichte dieser Gesellschaft als religiösen Gesellschaft, unter welcher also gewisse Lehrmeinungen, die sich von Zeit zu Zeit änderten, gangbar sind.

Unstreitig haben diese drey hier abgesondert betrachtete Puncte sehr stark auf einander gewirkt, aber durch alle unsere Eintheilungen muß doch immer etwas verloren gehen, weil wir das Continuum unmöglich so darstellen können, wie es sich, in der Natur selbst, als Phänomen zusammentreffender tausendfältiger Ursachen zeigt. Bey obigen drey Abschnitten schien mir der Verlust der Wahrheit der möglich geringste.

Perioden und Plan der Kirchengeschichte.

I. Zeiten der Unterdrückung und daher manchmal frommer Mythologie bis auf Constantin den großen. Gränzpunct Synode zu Nicäa. 325.

Die Kirche dieses Zeitalters hat alle Fehler und alle Tugenden eines Proselyten. Ihre Verfassung wird nach und nach aristokratisch.

Ihr Lehrbegriff, so fern allmählig etwas dieser Art entsteht, keimt vorzüglich im Orient fast ganz aus versuchten Ideen von der Person Jesu; noch hinzugenommen, was für Meinungen aus dem Widerspruch gegen Juden und Heiden und aus der Lage eines verfolgten entspringen mußten.

Apostel. Origenes. Athanasius.

II. Zeiten theologischer Streitigkeiten. Von Constantin dem großen bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts oder bis Muhämmed kam. Dreyhundert Jahre.

Der Unterdrückte wird Herr. Vier große Prälaten des römischen Reichs, die sich nach und nach in den Rang der Oligarchen emporschwangen, zanken sich um Vorzüge, suchen ihren theologischen Sprachgebrauch einander aufzudrängen. Die Hauptscenen des Kriegs und Signale zu immer steigenden Unruhen sind allezeit Synoden. Bald ist der eine, bald der andere Meister, bald keiner von allen vieren, weil sich alle viere nach kaiserlichen Cabinetsordren bequemen müssen. Indeß diese Bischöfe fast einzig noch nur durch ihren Verfolgungsgeist Ausbreitung der christlichen Religion außer den Gränzen des römischen Reichs befördern; indeß diese Religion selbst das unkennbarste Gewebe elender Spitzfindigkeiten und abergläubischer Gebräuche wird, so erscheint mit dem unerwartet-glücklichsten Erfolg der Schwärmer aus Mecca.

Athanasius. Augustin. Justinian.

III. Vom Muhämmed bis auf Gregor VII. Fünfthalb Jahrhunderte.

Der Bischof von Rom, weil seine Nebenbuhler durch Muhämmeds Glück fast gänzlich entkräftet sind, wächst, steigt ununterbrochen

höher, unter dem Schutze der pipinschen Usurpatorsfamilie, und von Zufällen begünstigt, welche gewiß nicht das Werk seiner Politik waren. So wie durch Mönche und Aufklärung genauerer Zusammenhang unter den verschiedenen europäischen Reichen entsteht, so bekommt er seine Wirkungssphähre, und nicht an der innern Kraft, bloß an den Communicationslinien hatte es ihm bisher gefehlt.

Muhämmed. Bonifacius unser Apostel. Pseud Isidor. Römisches Damenregiment. Gregor VII.

IV. Von Gregor VII. bis Luther. Vier Jahrhunderte.

Der Hauptschauplatz der Begebenheiten verengt sich immer mehr auf den Occident. Voller Mittag der päpstlichen Hoheit und Macht: es fängt aber auch schon an, wieder Abend zu werden. So lange der Papst nur Glaubensartikel aufdringet, und das Verderben bloß theologisch ist, so leiden es die Könige geduldig; wie er aber zu begierig den Unterthanen das Geld nimmt, und wie es bald der Päpste mehrere giebt, so fängt man an Versuche zu machen, ob die Fesseln nicht abgeworfen werden können.

Gratian. Innocenz III. Johann XXI. (XXII.) Synode von Costnitz.

V. Von Luther bis auf Stiftung der Universität Halle 1694., Zwey Jahrhunderte.

Ein sächsischer Augustiner-Mönch bringt durch Gottes Fügung zu Stande, was Kaiser und Könige nicht auszurichten vermochten. Wenn sich doch nur seine Partie nicht gleich wieder entzweyet, und öfters die Fehler der alten Partie abzulegen gelernt hätte, als nur die Nahmen der Fehler. Die Synode von Trient soll die Wunde der alten Partie heilen, der Schade wird aber dadurch nur krebsartiger. Auch unsere bergische Vereinigungsformel wird ein Signal mehr als hundertjähriger Unruhen, und die reformirte Kirche unterdrückt durch ihre Dordrechter Synode noch mehrere der edelsten Keime.

VI. Von Stiftung der Universität Halle bis auf unsere Zeiten *).

Christian Thomasius, zwar ähnlichen Temperaments aber nicht ähnlichen Charakters mit Luther, ein Mann vollkommen wie man einen nöthig hätte, um unsere Kirche aus tiefem Schlaf zu wecken.

---

*) Die Stiftung der Universität Halle kann wohl für den Lutherischen, aber nicht für den Christen überhaupt wichtig genug seyn, um als eine Periode in der Kirchengeschichte für ihn gelten zu können.

D. H.

Der Saame, welchen Bayle ausgestreut hatte, trägt nach und nach gute und böse Früchte. Bey den aufmerksam gemachten Vertheidigern der christlichen Religion blüht allmählig Geschichtkunde und Philologie immer mehr auf, weil man nach vielen Schwierigkeiten gewahr wird, daß wolfische Philosophie, so glückliche Revolutionen sie auch im Ganzen gemacht haben mag, doch nicht biblische Theologie ist.

Erste Periode

Von Christi Geburt bis Constantin den großen.

Gränzpunct Synode von Nicäa, im Jahr 325.

Quellen dieser Geschichte.

Echte und unechte Schriften der Apostel, vereinigt mit Philo und Josephus, nebst dem wenigern, was sich bey Lateinern findet.

Die Apologeten, unter welchen Justinus, Tertullian und Origenes vorzüglich merkwürdig sind.

Von Geschichtschreibern Eusebius.

Ruinarti acta primorum martyrum sincera et selecta. Verona 1731. fol. sind noch das Beste dieser Art.

Codex Theodosianus (Ed. Ritteri) ist auch für die Geschichte dieser Periode eine noch lang nicht genug benutzte Quelle.

Für die Geschichte der Glaubenslehre.

Röslers Lehrbegriff, und Auszüge aus den vornicäischen Kirchenvätern, 4. Octb. Leipz. 1776.

§. 1.

Geschichte des Stifters der christlichen Religion.

Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar, und in ihren letzten ausgebreitetsten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehn hundert Jahren geborner Jude, Nahmens Jesus, in wenigen Jahren seines Lebens machte. Höchstens eigentlich nur dritthalb Jahre lebte er für die Geschichte, denn so ausgezeichnet merkwürdig manche Umstände seiner Geburt waren, und besonders vielleicht für einen Juden seyn mußten, welchen die Versicherungen seiner Propheten schon seit langem her mit großen Hoffnungen einer sehr glücklichen Zukunft belebten: so wurde doch diese erst erregte Aufmerksamkeit durch das nachfolgende Leben gar nicht unterhalten. Er erschien erst wieder im dreyßigsten Jahre seines Alters, aber itzt schon mit einem so ausgebildeten Charakter, mit so allgemeinem Aufsehen, so unermüdet wirksam und gerade unter so treffenden Umständen, daß man schon damals einer wichtigen Veränderung entgegensehen mußte. Die Religion seiner Nation, in deren Verbesserung eines seiner Hauptgeschäfte bestund, war als Religion betrachtet fast zur

bloßen äußern Ceremonie geworden, und hatte für das Volk beynah alle moralische Wirkung verloren. Als Theologie betrachtet war sie Gegenstand des Gezänkes vorzüglich dreyer Partien, Pharisäer, Sadducäer und Essäer, welche in den wesentlichsten Religionsgrundsätzen von einander abgiengen, und nur in dem Wunsch übereinstimmten, ihre Nation von dem drückenden Joche der Römer und von den idumäischen Tyrannen endlich befreyt zu sehen. Zu keiner Partie schlug sich der neue Lehrer; wenn er diese strafte, so schonte er jene nicht. Er hatte auch solcher äußeren Partienhülfe gar nicht nöthig, denn seinen moralischen Ermahnungen gab Wahrheit und eigen unsträfliches Beyspiel den rührendsten Nachdruck; und zu seinen Behauptungen von der hohen göttlichen Würde seiner Person legitimirte er sich durch Wunder, die selbst auch durch ihre verschiedenste Mannigfaltigkeit allgemeineres Nachdenken erregen mußten. Creditive dieser Art schienen wirklich auch von ihm gefodert werden zu können, da er nicht bloß Reformator der jüdischen Religion seyn, sondern nun als Hauptperson die neue Periode eröffnen wollte, in welcher ohne irgend einigen Nationenunterschied Gottes allgemeine Vaterliebe allen Menschen versichert werden sollte.

Der Haß besonders der pharisäischen Partie, welcher durch den beleidigten Nationalstolz immer mehr gereizt wurde, ging endlich so weit, daß sie den größten wohlthätigsten Mann, den je die Welt sah, zum schmählichen Tod brachten. Er

starb den Tod der Missethäter am Kreuz, aber mit einer Freywilligkeit, mit der außer ihm kein Mensch sterben konnte, und die Vorsehung erreichte durch seinen Tod Absichten, welche das größte Glück für das ganze Menschengeschlecht waren.

Am dritten Tage nach seinem Tode kam er wieder lebendig aus dem Grabe hervor, erschien öfters einer großen Anzahl seiner Freunde und Schüler, stärkte ihre Muthlosigkeit, und gab ihnen, eh er sichtbar vor ihren Augen gen Himmel fuhr, wiederhohlte Anweisungen, wie sie sich für die Zukunft verhalten sollten. An diesen seinen Freunden lag ihm am meisten, denn er war ein sehr zärtlich gesinnter Mann, und diese sollten den großen Entwurf der allgemeinen Religionsbesserung vollenden, zu welchem er während seines Lebens auf Erden nur die Anlage gemacht hatte.

Worin die Lehre bestanden habe, welche seine Schüler auf seinen Befehl der Welt verkündigen sollten, darüber streitet man sich nun bald achtzehn Jahrhunderte, und dieses Streiten macht einen wichtigen Theil der nachfolgenden Erzählung aus; der Historiker darf also hier um so weniger seine Überzeugungen als Geschichte angeben, da das Buch, aus dessen Nachrichten die ganze Sache beurtheilt werden muß, in jedermanns Händen ist, und von jedem eigene Untersuchung fodert, der nicht gegen die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen ganz gleichgültig bleibt.

§. 2.

Geschichte der ersten Schüler und Apostel desselben.

Den größten Theil der dritthalb Jahre, welche Jesus öffentlich zum Wohl der Welt verwandt hat, widmete er besonders der Bildung zwölf meist junger Männer, die er in seinen vertrautesten Umgang nahm, und welche er sich recht eigentlich für die Absicht erziehen zu wollen schien, um durch sie das, was er selbst kaum anzufangen Zeit hatte, vollkommen auszuführen. Diese Zwölfe — Apostel heissen sie von dieser ihrer Bestimmung — waren Zuhörer der wichtigsten seiner Unterredungen, Zuschauer seiner entscheidendsten Thaten, zum Theil auch Zeugen feyerlicher Erklärungen, welche Gott selbst vom Himmel herab seinem Sohne gegeben hatte. Sie blieben freylich bey allem, was auch dritthalbjähriger Umgang mit Jesu zu Aufklärung und Besserung ihrer wahrhaftig redlichen Seelen beytragen konnte, immer doch noch Menschen und Juden. Trotzig und verzagt, voll Nationalvorurtheile, durch welche auch sie verhindert wurden, den Vortrag Jesu nur recht zu fassen, und noch mehr entsprangen aus dieser Quelle beständig innere Zwistigkeiten unter ihnen selbst. Es schien eine schlimme Aussicht auf die Zukunft zu seyn, wenn diese Männer die wichtigsten Religionswahrheiten, welche Jesus entweder ganz neu ans Licht gebracht oder wenigstens in einem neuen Glanze dargestellt hatte, nun überall verkündigen sollten,

und doch selbst dieselbe nicht recht gefaßt hatten. Gelehrte waren sie ohnedieß nicht, welche sich durch eigenes Nachdenken hätten helfen können, und bey allem Nachdenken derselben hätte man alsdann doch besorgen müssen, nicht Jesu Lehre zu bekommen, sondern das, was etwa ein aufmerksamer Mann für Jesu Lehre gehalten hätte.

Doch schon während seines Wandels auf Erden hatte ihnen ihr Lehrer die Versicherung gegeben, sie durch Mittheilung eines göttlichen Geistes auf den Fall, wenn sie einmal seine mündliche Unterweisungen würden entbehren müssen, gegen allen Irrthum sicher zu stellen. Nicht lange nach seiner Himmelfahrt geschah die Erfüllung dieses Versprechens so feyerlich, daß ganz Jerusalem, wo sich diese Apostel Jesu bisher noch aufhielten, in große Bewegung kam. Es war, als ob Gott im Wetter kommen wollte: wie ein Feuermeer ergoß sich über die ganze Versammlung, und — ein sichtbarer Beweis, daß Gottes Geist aller ihrer Seelenkräfte sich bemächtigte — sie fiengen an Loblieder in Sprachen zu singen, welche sie nie gelernt hatten. Von dem Tage an waren sie umgeschaffene Menschen. Sie erfüllten die ganze Stadt mit der feyerlichen Versicherung, der unlängst gekreuzigte Jesus sey wieder von dem Tod erstanden, habe sich zwar, nachdem er sich ihnen öfters gezeigt, nun den Augen der Menschen entzogen, aber itzt in der innigsten Gemeinschaft mit Gott das allgemeine Weltregiment übernommen, und sie hätten von ihm den ernstlichen Auftrag, allen Menschen

ohne Unterschied der Nationen kund zu thun, daß Gott ihr gnädiger Vater seyn wolle, wenn sie sich nur entschlössen sich künftig zu bessern, und einzig von diesem Jesu ihre ganze Glückseligkeit zu erwarten. Mit dem Schmachten eines schon längst Dürstenden eilten sogleich ganze Mengen herbey, sich zu dieser Lehre zu bekennen. Der liebenswürdig fromme Charakter dieser Männer, die häufigen Wunder, welche von den Aposteln verrichtet wurden, waren äußere Veranlassungen genug, immer mehrere herbeyzuziehen, und die Verfolgung, welche der hohe Rath zu Jerusalem gegen sie verhängte, machte die Sache nur ruchtbarer, nöthigte die Freunde der neuen Lehre, nicht bloß zu Jerusalem beysammen zu bleiben, sondern die Verehrung Jesu auch in andere Länder zu verbreiten. Wie wichtig war es auch nicht, daß eine solche Verfolgung die Bekehrung des Paulus veranlaßt, dem, so viel uns die Geschichte bekannt ist, die christliche Religion mehr Ausbreitung zu verdanken hat, als allen übrigen Aposteln.

§. 3.

Die Vorsehung hatte sich für die große Revolution, welche jetzt bewirkt werden sollte, einen Zeitpunct gewählt, der nach allen seinen Umständen äußerst vortheilhaft war. Bei den Juden war alles voll Erwartung, daß sich der Gott Abrahams einmal seines Volks annehmen werde. Selbst unter den Samaritern war die Hoffnung nach dem sehr rege, der endlich so viele Reli-

gionszweifel auflösen, und die heißen Wünsche einer langen Sehnsucht erfüllen sollte. Die Edlerdenkenden des Volks waren mit den herrschenden pharisäischen und noch mehr mit den sadducäischen Religionsmeinungen gar nicht zufrieden. Die Priester, von welchen die Unterdrückung der neuen Lehre am meisten zu besorgen stund, waren nicht ganz unabhängige Herren, sondern mußten sich vor dem römischen Statthalter fürchten.

Doch wie es zu Jerusalem stund, daran lag bald nicht mehr viel, weil Jerusalem gar nicht einziger Schauplatz oder auch nur Mittelpunct der neuen Kirche seyn sollte. Aber auch in der übrigen Welt trafen sie alles vorbereitet an. Seit den Zeiten der syrischen Könige hatten sich die Juden durch die ganze policirte Welt zerstreut. Wo also die Prediger der neuen Lehre in irgend eine berühmte Stadt kamen, fanden sie alte Glaubensgenossen und Landsleute, an welche sie sich anschließen konnten, und da es schon längst Sitte war, daß die jüdische Synagoge auch von frommen Heiden besucht wurde, so konnten auch die Heiden eine Lehre hören, welche man in der Synagoge vortrug. Überhaupt fand auch die neue Religion in der heidnischen Welt nicht sogleich den heftigsten Widerstand. Eine neue Religion oder Verehrung eines neuen Gottes einzuführen, war für den Polytheisten nichts Auffallendes, denn er bedachte nicht sogleich, daß christliche Religion nicht bloß neue Religion sey, sondern eine solche neue Religion, welche

auf den Umsturz aller alten gegründet werden mußte. Man hielt Christen lange Zeit nur für jüdische Sectirer: sollten also Juden geduldet werden, warum nicht auch eine einzelne jüdische Secte? Die alten heidnischen Religionen waren längst das Gespötte der Klügern und die sorglose Verachtung selbst des Pöbels geworden, besonders seitdem auch die Caligulas Anspruch auf göttliche Ehre machten. Vielleicht war für die christliche Lehre in den allerersten Zeiten ihrer Ausbreitung selbst auch dieses ein Glück, daß lauter sorglose, um Staat und Religion unbekümmerte Regenten das römische Reich beherrschten. Erst alsdann, da sich diese neue Partie schon allzu weit ausgebreitet hatte, fieng man an wahrzunehmen, daß alle übrigen von ihr verdrängt würden.

Durch Handel und andere politische Verbindungen waren alle Theile der damals für gesittet gehaltenen Welt, in so beständiger wechselsweiser Mittheilung, daß es nur Berührung eines Puncts im Cirkel bedurfte, um den ganzen Cirkel in Feuer zu setzen, und wenn itzt der Missionarius erst mühsam verschiedene Sprachen der Völker lernen muß, so konnte der Apostel damahls allein durch sein Griechisch vom Ganges bis an den Ebro allen verständlich werden.

§. 4.
Erste Ausbreitungen und Schicksale des Christenthums.

Man hat keine zuverlässige Nachrichten, durch

deren Hülfe man bestimmen könnte, wie weit sich christliche Lehre durch die Apostel selbst, oder durch andere ihnen gleichzeitige Lehrer verbreitet habe. Ein großer Theil der Länder jenseits des Euphrats, Syrien, Egypten, Kleinasien, das europäische Griechenland, Italien empfingen ganz gewiß den ersten Unterricht von den Aposteln, aber die Franzosen und Spanier möchten auch gern unmittelbare Schüler eines Apostels seyn, und manche der morgenländischen Christen tragen sich mit Nachrichten von Aposteln, als ihren ersten Lehrern.

Weit historisch genauer läßt sich zeigen, wie sich aus dem, was anfangs bloß jüdische Secte zu seyn schien, eine eigene für sich bestehende Gesellschaft gebildet habe. Jesus selbst hatte noch keine Kirche gestiftet, auch die Apostel giengen sehr langsam dabey zu Werke, und sie ließen die Kirche mehr sich selbst bilden, als daß sie den Gang ihrer Entwicklung beschleunigt hätten. Es fiel ihnen selbst schwer, von ihren alten Glaubensgenossen sich ganz loszureissen, und vielleicht wäre das Band zwischen dieser sogenannten Christensecte und zwischen der jüdischen Kirche nicht einmal so früh aufgelöst worden, wenn nicht die eigene Gewaltthätigkeit der Juden dasselbe abgerissen hätte, und die Christen durch die traurigen Schicksale der Juden genöthig worden wären, sich von ihnen abzusondern. So bald die Christen eine eigene für sich bestehende Kirche ausmachten, so erfuhren sie die Verfolgungen, nicht nur der Juden sondern auch der Heiden. Eine

Partie, die so gedrückt war, wie die Juden nach völliger Zerstörung ihres Staats, konnte nicht viel mehr ausrichten, und auch die Wuth des Barcochbas, der sich im zweiten Jahrhunderte für einen Meßias ausgab, dauerte nur kurze Zeit. Anhaltender und drückender waren die Verfolgungen der Heiden, weil sie großentheils selbst auf Befehl der Obrigkeit veranstaltet wurden, und oft nicht nur auf einzelne Städte und Provinzen sich erstreckten, sondern beynah über den ganzen Umfang des römischen Reichs. Nero war der erste, der die Christen durch Gesetze verfolgte. Er hatte Rom anzünden lassen, und mußte doch jemand haben, den er dieses Verbrechen beschuldigen konnte. Die Christen, ohnedieß Gegenstand des allgemeinsten Hasses, schienen die geschicktesten dafür zu seyn. Wahrscheinlich erstreckte sich diese Verfolgung nicht über die Provinzen, sondern vorzüglich nur über die römischen Christen. Vielleicht würde auch ein solcher einzelner Befehl den Christen nicht so großen Schaden gethan haben, wenn nicht die heidnischen Priester so sehr erbittert gewesen wären, welchen durch die verminderte Anzahl der Götzendiener viel von ihrem Einkommen entzogen wurde, und wenn nicht auch schon die bloße Standhaftigkeit unter so despotischen Regierungen, als die Regierung der damaligen Kaiser war, ein Verbrecheu hätte seyn müssen, besonders da dießmal die Ehre der Regenten so sehr darunter Noth litt, denn die Christen weigerten sich, den Bildsäulen des Kaisers zu opfern und Weihrauch zu streuen. Durch eine

Menge verläumderischer Gerüchte, die oft ganz falsch waren, oft auf mißverstandene Nachrichten sich gründeten, wurde die Erbitterung noch allgemeiner gemacht: die Christen sollten Menschenfleisch in ihren geheimen Versammlungen genießen; wie schändlich war doch hier die Lehre vom Abendmahl verstellt! Besonders ihre nächtlichen Morgenzusammenkünfte sollten eine Zeit der schändlichsten Unzucht seyn: und doch fand sichs bey den Untersuchungen, daß sie bloß zusammen kamen um Gott und Christo Loblieder zu singen, daß sie sich bloß in den wechselsweisen Versprechungen vereinigten, Bruderliebe zu üben, keine Laster, und selbst solche nicht zu begehen, die oft kaum die Moral der heidnischen Philosophen als unrecht erkannte [1]). Man sagt, die Christen sollen sich wohl etwa auch manchmal nicht zum ruhigsten verhalten haben, sollen sich durch fanatische Hoffnungen getäuscht, wenn sie einen Nero oder Domitian für den Antichrist hielten, in aufrührerischen Ausdrücken und Handlungen vergessen haben. Wer will aber auch fordern, daß bey so vielen verschiedenst gesinnten Menschen, die durch alle Provinzen des römischen Reichs zerstreut waren, bey dem höchsten Grad der Tyranney, die sie erdulden mußten, die Gedult immer unüberwindlich bleiben soll?

---

1) S. die Relation des Gouverneurs von Bythynien, Plinius an den Kaiser Trajan. Plin. Epp. X. 97.

§. 5.

Verfolgungen der Christen.

Verfolgungen können die Ausbreitung einer neuen Religionspartie selten hindern, und so viele Beyspiele der standhaftesten Tugend, als man hier an den Christen wahrnahm, mußten manchen zur Nacheiferung reitzen. Ein selbst durch die härtesten Schicksale gereitzter Enthusiasmus befördert so oft die Ausbreitung der Lüge, warum nicht auch die Ausbreitung der Wahrheit? Schon zu Ende des ersten Jahrhunderts stunden in Kleinasien die Götzentempel verödet, zum Opferfleisch wollte sich kein Käufer mehr finden. Trajan will zwar die Christen nicht aufgesucht wissen, aber man soll sie doch strafen, wenn sie rechtmäßig angeklagt würden. Wenn auch einer der nachfolgenden Kaiser keine eigentliche Strafgesetze gegen die Christen gab, so wurden doch die vorigen nie ganz aufgehoben, und die neuen etwa mildernden Verordnungen hatten fast immer eine Zweydeutigkeit, welche den Verfolger der Christen nicht zu sehr einschränkte. Es stund also bey jedem Statthalter der Provinz, wenn er die alten Gesetze wieder in Gang bringen wollte, und an Vorwand fehlte es nie, wenn man einer so verhaßten und verläumdeten Partie recht wehe thun wollte, welche ohnedieß nach Verhältniß ihrer weitern Ausbreitung unvermeidlich auch hie und da scheinbare Gelegenheit geben mußte.

Indeß scheinen die Schicksale der christlichen Religion nur im römischen Reiche so fortdauernd

hart gewesen zu seyn. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts regierte zu Edessa ein christlicher König [2]), und auch jenseits des Euphrats genossen die Bekenner der neuen Lehre eine Ruhe, welche besonders in Persien fast den Untergang der alten Nationalreligion fürchten ließ.

Die letzteren Stürme, welche die Christen unter der Regierung der Kaiser aushalten mußten, waren bei weitem die heftigsten. Maximins Verfolgung dauerte zwar (235.) nur kurz, aber Decius wüthete (249.) wie ein Tyrann, und auf die etwas gelinderen Verfolgungen (303.) des Gallus und Valerian, kam die diocletianische, bey der es nicht nur den Personen der Christen, sondern vorzüglich auch der Bibel galt. Galerius, vorher (311) einer der ergrimmtesten Gegner der Christen, schenkte ihnen endlich (313) zuerst die Ruhe durch ein Edict, und Constantin vollendete ihre Freude.

§. 6.

Mildernde Umstände dieser Verfolgungen.

Indeß die Kirche manche solcher Erschütterungen leiden mußte, und unter diesen drückenden Umständen viel Gutes und Böses in derselben sich entwickelte, so gewann sie doch immer zugleich an Ausdehnung, und selbst manche der

---

2) v. Euseb. Chron. Olymp. 149. 1. und Bayer hist. Osr. et Edess. L. III. p. 173.

römischen Kaiser waren gnädiger gegen dieselbe gesinnt als man erwarten sollte. Wo römische Legionen hinkamen, da kamen auch Christen hin. Spanien hatte gewiß schon im zweyten Jahrhunderte seine Kirche: von Gallien ists noch erwiesener, denn wer kennt nicht den Bischoff Irenäus von Lyon? Britannien, das Vaterland Constantins, ist nicht eine viel jüngere Tochter des Christenthums als Gallien, und wenn die Kirchenväter Tertullian und Irenäus ihre Worte genug abgewogen haben, so gab es auch schon bey uns Deutschen im zweyten Jahrhunderte christliche Kirchen 3).

Manches Vorurtheil gegen die christliche Religion muß sich verloren haben, nachdem sie bekannter geworden, und besonders durch allgemeinere Bekanntwerdung der Bibel das Leben ihres Stifters in seiner ganzen Vortrefflichkeit anerkannt wurde. War es gerade nothwendig ein Christ zu seyn, um Christum für einen großen Mann zu halten? Wie der Schüler Epikurs die großen Vertheidiger der stoischen Grundsätze bey aller Verschiedenheit der Gesinnungen doch

---

3) Die Gothen, welche im dritten Jahrhunderte in Mösien und Thracien wohnten, erhielten die christliche Religion durch Zufall. Sie führten einige Geistliche aus Kleinasien als Gefangene hinweg, und diese machten ihrer Religion unter diesen Barbaren so viel Ehre, daß sich hier eine eigene christliche Kirche bildete.

Iren. adv. haer. I. 10. Tertull. adv. Iud. C. VII.

der vorzüglichsten Hochachtung würdigte, so konnte mancher Heide die Bildsäule Christi unter den großen Männern seines Jahrhunderts hab n. Tiberius war deswegen kein Christ, noch hielt er Christum für keinen Gott, wenn er verbot die Christen zu verfolgen, und eine Religionspartie dieses Namens anerkannte 4). Antonins Toleranz ist einer der schönsten Züge in der Geschichte seiner Regierung: von den duldenden Gesinnungen mancher nachfolgenden Kaiser kann man nicht so gut urtheilen. War sie nie durch das Geld der Christen erkauft? nie bloß Politik des schwachen Regenten, der eine Partie durch die andere verderben wollte? Noch unrichtiger ist, einen Kaiser, der etwa vorzügliche Neigung für die Christen bezeugte oder etwas mehr vom Christenthum hören wollte, als andere, so gleich selbst zum Christen machen.

Ungefähr in dritthalb Jahrhunderten hatte sich diese neue Religionspartie nun so empor gearbeitet, daß ihre Menge die zahlreichere und angesehenere auch im römischen Staate war. Offenbare Gewalt der Gesetze hatte sie zu unterdrücken gesucht, Grimm der Regenten und Wuth des Pöbels war oft fast aufs höchste gestiegen, und die Vertheidigungsschriften, welche von Zeit zu Zeit von verschiedenen Schriftstellern verfaßt wurden, hatten dagegen wenig Nutzen: wer weiß

4) So läßt sich noch am besten Tertullians Erzählung (Apologet. c. 5.) vertheidigen, sie mag auf Tiberius oder auf einen andern August ge-

ob sie der Kaiser erhielt, ob sie seine Minister lasen? Die Witzlinge lachten dieser neuen Sonderlinge, und wie die Neigung für das Christenthum allzu allgemein wurde, so fieng man auch im Ernst an, dasselbe zu widerlegen. Das Christenthum triumphirte über alle Hindernisse: Gottes Hand war sichtbar in der Geschichte seiner allerersten Ausbreitung, aber leider haben die Menschen Gottes Hand früher nachgemacht. Bey aller Freywilligkeit für die größten Verläugnungen scheinen die moralischen Begriffe dieses Zeitalters noch nicht so aufgeklärt zu seyn, daß nicht manches von der Art, wie sie oft christliche Religion auszubreiten suchten, anstößig scheinen sollte. Vieles wird sich genauer zeigen, wenn wir nun die innere Verfassung und Umstände dieser neuen Partie sehen.

§ 7.

Innere Verfassung der christlichen Kirche der 3 ersten Jahrhunderte nur als Gesellschaft betrachtet. Entstehung des Clerus.

Es war große Mühe, so viele verschieden gesinnte Köpfe, die seit den ersten Jahren ihrer Erziehung durch National- und Religionshaß getrennt waren, in einer Gesellschaft zu vereinigen, und so viel auch der unintereßirte, nachgiebige Charakter der Apostel dazu beitrug, so konnte es doch nicht ohne manchen wechselsweisen Stoß geschehen, da die Apostel selbst von sehr verschie-

denem Temperament und Denkungsart, auch an Seelenkräften einander sehr ungleich waren. Die Scheidung zwischen Proselyten aus dem Juden- und Heidenthume verlor sich wohl erst zu Anfang des zweyten Jahrhunderts, unterdessen waren die ersteren immer die angesehenere Partie, bei welcher sich auch die meisten Kenntnisse fanden.

Man vermuthet nicht ganz richtig, daß es in allen solchen neuentstandenen Gesellschaften eben so wie zu Jerusalem ausgesehen habe, und stellt sich vielleicht auch nicht ganz richtig vor, daß es zu Jerusalem immer so geblieben sey, wie es im ersten Anfang aussah.

Das erste natürlichste Bedürfniß einer solchen neuen Gesellschaft war immer ein Lehrer, der in der Versammlung das Wort führen, was vorgelesen wurde, erklären konnte. Die Apostel selbst setzten an vielen Orten solche Männer ein, an andern Orten wählte die Gemeine den verständigsten aus ihren Mitgliedern, einen Mann guten Leumunds und kluger Sitten. Zum Befehlen war nun ein solcher gewiß nicht da, aber er hatte Auctorität, und konnte besonders in Gesellschaft mit manchen durch Alter und Erfahrung ehrwürdig gewordenen Mitgliedern auch bey Sachen, die nicht zunächst das Lehramt betrafen, ein gültiges Urtheil sprechen. Bey den gewöhnlichen Obrigkeiten konnten die Christen nicht viel Recht hoffen, sie wandten sich also oft lieber an ihn, zu welchem sie ohnedieß das größte Zutrauen hatten. Er war auch Verwalter der

gemeinschaftlichen Gelder, und bestritt daraus die Versorgung der Armen, der Wittwen und Waisen und besonders auch derer, so um der Religion willen verunglückten. Zwar vorzüglich ihm gebührte das Recht in der Gemeine zu sprechen, aber die anderen Mitglieder waren deßwegen nicht ausgeschlossen, er war nur älterer Bruder mehrerer Geschwistrige, nur das Bedürfniß mehrerer schwächeren Mitglieder der Gemeine machte ihn nothwendig; da er ohne alle weitere Vorbereitung von Studium unter den übrigen als der Verständigste gewählt worden war, so hatte er doch immer unter der Gemeine mehrere seines Gleichen.

Lange konnte eine solche unschuldige Einrichtung in ihrer Unschuld nicht bleiben. Persönliche Auctorität mußte sehr früh Amtsauctorität werden. Die Lehrer einer Gemeine in einer großen Stadt mußten bald mancherley Gehülfen haben, und je ausgebreiteter die Gemeine wurde, desto leichter veranlaßte es Unordnung, wenn auch Layen in der Versammlung das Wort nahmen, oder wenn sich nicht überhaupt in der Gemeine eine bestimmte Regierung bildete. So wurde der Lehrer nach und nach Herr der Gesellschaft, und wo ihm auch anfangs seine eigenen persönlichen Verhältnisse nicht dazu geholfen hätten, da wirkte das Beyspiel anderer Gemeinen; er führte mit den Lehrern anderer Gemeinen den gemeinschaftlichen Nahmen Bischof, er wollte also auch seyn, was man sich zuletzt gewöhnlich unter einem Bischof dachte.

§. 8.

Entstehung des Subordinationssystems bey dem Clerus.

Ursprünglich sollte der Lehrer der christlichen Gemeine zu Rom um nichts vornehmer seyn als der Lehrer eines phrygischen Dorfs; keiner sollte dem andern zu befehlen haben, und wenn es auf Amtserinnerungen ankam, so war das Recht sie zu geben, vollkommen wechselweis. Aber apostolischer Ursprung einer Gemeine, Größe und Reichthum der Stadt, Sitz des Statthalters, der sich etwa gerad da befand — das alles mit noch mehrern in einzelnen Fällen ganz individuellen Umständen, traf bald so zusammen, daß sich unter den Lehrern der verschiedenen Gemeinen selbst eine Aristokratie bildete, welche gleich anfangs, selbst nach den Veranlassungen ihres Ursprungs, die größte Ähnlichkeit mit den politischen Eintheilungen des römischen Reichs erhalten mußte. Aus der übrigen großen Menge hoben sich ungefähr zehen derselben hervor, auf deren Wort vorzüglich viel ankam, aber von diesen zehen hatte keiner dem andern etwas zu befehlen, und selbst auch diese zehen waren weit noch nicht gesetzmäßige Herren ihrer Mitbrüder, alle ihre Rechte waren nur Observanz.

Diese hierarchische Eidgenossenschaft würde sich nie so gebildet haben, wenn nicht äußerer Drang die Christen gleich anfangs zum Zusammenhalten genöthiget hätte, und dieser Geist der Con-

sociation, zu dessen Nährung die damalige Dogmatik sehr viel beitrug, durch das Synodenhalten geleitet worden wäre.

Man findet nehmlich seit der Mitte des zweyten Jahrhunderts, daß die Bischöfe, so bald irgend etwas von gemeinschaftlicher Wichtigkeit zu entscheiden war, aus der ganzen Nachbarschaft zusammen kamen, und sich darüber besprachen. Man machte Verordnungen wegen der Kirchengebräuche, verglich auch Streitigkeiten einzelner Gemeinen gegen einander, sprach mit einander vom Glauben, und von diesem und jenem, der mit einer neuen Lehre oder mit einem neuen Wort zum Vorschein gekommen war. Durch diese öftere Versammlungen die wahrscheinlich zuerst in Kleinasien eine gewisse rechtliche Form erhielten, bekamen gewisse Bischöfe bald eine sichtbare Überlegenheit über die andern, und so wenig diese Synoden gleich seit ihrem Ursprung zu Wiederherstellung des öffentlichen Wohls und Kirchenfriedens beytrugen, vielmehr mit jedem Jahrhundert immer schlimmere Folgen hatten, so blieb man doch auf der einmal betretenen Bahn, und in der nachfolgenden Periode konnte man alsdann noch deutlicher sehen, wie sehr durch sie die Entwickelung der Hierarchie beschleunigt wurde.

Schon zu Ende des zweyten Jahrhunderts zeigte sich ein auffallendes Beyspiel, wie sehr sich die alten Zeiten geändert hatten. Es war seit langem eine Ungleichförmigkeit zwischen der römi-

schen und kleinasiatischen Kirche in Haltung des Passa. Dem Beyspiel Christi getreu aßen die Christen in Kleinasien das Osterlamm am vierzehnten nach dem Neumond, und am siebzehnten feyerten sie das Wiedergedächtniß der Auferstehung Jesu. So wurde also die große Fasten unterbrochen, welche bis auf den Tag der Auferstehung unverletzt sollte gehalten werden: man aß das Osterlamm zu gleicher Zeit mit den Juden, und das Fest der Auferstehung fiel nicht immer auf den Sonntag. Drey Puncte, die der römische Bischof unerträglich fand, der in seiner Kirche die Gewohnheit hatte, das Passa in der Nacht unmittelbar vor dem Auferstehungsfeste zu essen, und das Fest selbst immer nur an einem Sonntage zu halten. Man tractirte einige Zeit mit einander wegen dieser Zwistigkeit, ohne einstimmig werden zu können: der römische Bischof Victor wurde endlich so heftig, daß er die Kleinasiater nicht mehr als Brüder erkennen wollte, der gebieterische Ton eines solchen, der im Grunde nichts weiter war als vornehmerer College, kam aber damals noch so sehr zu früh, daß alle über den Stolz des Bischofs aufgebracht wurden. Unterdessen fangen doch nun seit dieser Zeit hierarchische Zänkereyen in ununterbrochener Reihe an, haben den wichtigsten Einfluß auf die Bildung der Dogmatik, und zeigen diesen selbst schon in der gegenwärtigen Periode. Einen wichtigen Abschnitt dieser Geschichte machen die Märtyrer und Confessoren.

§. 9.

Wirkung der Märtyrer und Confessoren auf die Hierarchie.

Man glaubte dem Manne, der für das Bekenntniß der christlichen Religion weder Leben noch Aufopferung aller Güter theuer achtete, nicht Ehre genug erweisen zu können. Was der Märtyrer vielleicht noch im Gefängniß, vielleicht in seiner Todesstunde gesagt hatte, das wurde wie ein Orakel befolgt, und mancher, der wegen Abfalls oder irgend eines andern Verbrechens von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen war, fand den bequemsten Weg zur Wiederaufnahme, wenn er beweisen konnte, daß ihn ein Märtyrer als Bruder erkannt habe. Das war Zerstörung aller Kirchenzucht, deren Behauptung damals desto wichtiger war, da bey so vielen aufmerksamen Feinden der Fehler eines einzelnen Mitglieds sehr leicht der ganzen Gesellschaft hätte können zum Verbrechen gemacht werden. Aber auch Ansehen der Geistlichkeit mußte darunter sehr Noth leiden, denn das Wort des Märtyrers und Confessors galt mehr als das Wort des Bischofs, und der Märtyrer nahm sich wohl manchmahl die Freyheit, selbst den Bischof zu bestrafen. Man tritt der Ehre dieser unerschrocknen Bekenner des Christenthums gar nicht zu nahe, wenn man zweifelt, ob sie immer auch aufgeklärte und moralisch gut gebildete Menschen waren, und beides müßten sie doch gewesen seyn, wenn von ihrer Entscheidung der Wohlstand der ganzen Kirchen-

disciplin und die Verfassung mancher einzelnen Kirche abhangen sollte. Es war dem Bischof nicht möglich, völliger Herr von seiner Gemeine zu werden, so lang ein solcher Laye bei den wichtigsten Angelegenheiten derselben so viel zu sagen hatte, und wenn oft der Märtyrer und Confessor für sich selbst gegen den Bischof nicht übel gesinnt gewesen wäre, so wurde er von andern in der Gemeine aufgereizt. Der Bischof mußte den Märtyrer und Confessor aus der Armencasse versorgen aber manche der vornehmen Frauen in der Gemeine schickte reichlicher aus ihrem eigenen, als der Bischof aus der öffentlichen Casse, und so wurde die Ruhe einer ganzen Kirche der Intrigue eines einzigen Weibes preis gegeben.

§. 10.

Donatistische Streitigkeiten.

Hier sehen wir die erste Quelle der schrecklichen donatistischen Streitigkeiten, welche über ein ganzes Jahrhundert lang die afrikanische Kirche verwüsteten, und Ströme christlichen Bluts gekostet haben. Im Jahre 311 wurde nach dem Tode des Bischofs Mensurius von Karthago ein dasiger Ältester Cäcilian gewählt, allein er hatte eine sehr ränkvolle Dame Lucilla gegen sich, welche den Umstand benutzte, daß man nicht mit der Ordination, wie sonst gewöhnlich, bis zur Ankunft der numidischen Bischöfe gewartet hatte. Cäcilian hatte sich, noch als Diacon, den Kabalen widersetzt, wozu die freygebige Lucilla

die Confessoren gebrauchte. Ihr Geld, das sie ehmals, verhindert durch Cäcilian, nicht nach Willkühr unter die Confessoren und Märtyrer vertheilen konnte, war itzt das Mittel, wodurch sie sich eine Partie unter den numidischen Bischöfen gewann. Diese werfen sich zu Cäcilians Richtern auf, und da er sie nicht dafür erkennen kann, wählen sie einen andern Bischof Majorinus. Wozu kann man nicht den Vorwand finden, wenn man einmahl die Sache haben will! Cäcilian soll von einem Manne geweiht worden seyn, der bey letzter großen Verfolgung seine Bibel den Inquisitoren ausgeliefert habe. Ein solcher Ordinator soll den heiligen Geist nicht haben, also auch einem andern nicht mittheilen können. Cäcilian sey also nicht rechtmäßig ordinirt, und habe gar nicht ordinirt werden können, weil auch er mit seinem Ordinator Felix von Aphthunga eines gleichen Verbrechens sich schuldig gemacht. Unter den Bischöfen, welche hier so strengfromm argumentirten, waren manche, die jenes Verbrechen selbst auf sich hatten, und kaum sechs Jahre vorher auf einer Synode von Cirtha sehr großmüthig dasselbe unter einander ohne weitere Kirchenbuße sich verziehen.

Wie durch ein Lauffeuer entzündete sich die Streitigkeit in allen afrikanischen Kirchen. Die Donatisten (so heißt die Gegenpartie des Cäcilian von einem ihrer Hauptanführer) bringen ihre Klagen vor Constantin, erbitten sich gallische Bischöfe zu Commissarien der Untersuchung. Die niedergesetzte Commission, bei welcher Constantin den

römischen Bischof Melchiades zum ersten Commissar machte, spricht den Cäcilian von den vorgeworfenen Verbrechen völlig frey, und manche der Beschuldigungen fällt auf Häupter der Donatisten zurück. Auch bey der zweyten Untersuchung, welche Constantin, weil die Donatisten noch nicht ruhten, dem Proconsul von Afrika übertrug, erscheint Cäcilians Sache als Sache der Unschuld, doch um den Klägern selbst ihre nichtigste Einwürfe zu entreissen, ruft Constantin etlich und dreyßig Bischöfe aus verschiedenen seiner Provinzen nach Arles, sie können nicht anders als wieder gegen die Donatisten sprechen: und das einzige, was den Unruhigen jetzt noch übrig blieb, war den Constantin selbst zum Richter aufzufordern. Es war leicht voraus zu sehen, was sich auch wirklich ereignete, daß sie auch bey dem eigenen Urtheil des Kaisers, wenn es gegen sie ausfallen sollte, Partheylichkeit finden würden. Die weiteren Folgen und die schrecklichen Scenen dieser Bewegungen gehören zur folgenden Periode.

§. 11.

Veränderungen der Kirchenzucht und dadurch veranlaßter Novatianismus.

Wenn man an die Errichtung und den Geist der Kirchenzucht dieser drey ersten Jahrhunderte denkt, so findet man solche heftige Unruhen in ihren Veranlassungen weniger außerordentlich, die Gefahr aber zeigt sich um so größer, welche von demselben zu befürchten war. Die Kirchen-

zucht beruhte in diesem Zeitalter fast einzig auf den verschiedenen Gesetzen oder Gewohnheiten, welche die Ausschließung oder Wiederaufnahme solcher Personen betrafen die sich gewisser Verbrechen schuldig gemacht hatten. Es mußte bey jeder Kirche festgesetzt seyn, welche Vergehen als so groß angesehen werden sollten, und in den ersten Zeiten war Strenge sehr nothwendig. Wie viel Vorwand hätten auch die Juden und Heiden bey ihrer Verfolgung gehabt, wenn nicht die Christen einer vollkommenen Unsträflichkeit ihrer Gesellschaft sich beflissen hätten. Todtschlag, Ehebruch und Abfall zum Götzendienst waren die drey Verbrechen, bey welchen keine Hoffnung zur völligen Wiederaufnahme war, und am wenigsten für den Geistlichen, an welchem jedes Verbrechen immer doppelter Strafe werth geachtet wurde. Manches hielt man dabey für eine Art des Abfalls vom Christenthume, was doch vielleicht nur erster Schritt zu demselben, oder mehr augenblickliche Verläugnung als Apostasie war. Auf solche Gattungen von Verbrechen war also immer eine vorzügliche Strafe gesetzt. Mancher Christ, um seiner Verfolger los zu werden, kaufte sich von seinem Statthalter oder Richter einen Schein, daß er den Göttern geopfert habe, er glaubte weniger zu sündigen, wenn er gesündigt zu haben vorgab. Mancher glaubte, den Göttern wenigstens Weihrauch streuen zu dürfen, wenn er nur nicht christliche Religion feyerlich verläugne, oder er lieferte zwar den Verfolgern die Bibel und heiligen Gefäße aus, aber er ließ sich nicht weiter treiben. Dem Bischof wurde es

schon sehr übel gedeutet, wenn er bey entstandener Verfolgung seiner Gemeine sich nur entzog.

So bald nun der erste Sturm der Verfolgung ein wenig vorüber war, und so bald man Muße bekam, das Betragen einzelner Mitglieder zu untersuchen, so wartete auf alle diese furchtsame Seelen eine sehr strenge Bestrafung. Es war nicht möglich, daß diese Strenge auch bey vermehrter Anzahl der Gefallenen noch lange fortdauern konnte. Die Bischöfe, welche die höchste Reinigkeit der Kirchenzucht behaupten sollten, waren größtentheils auch durch eigenes Interesse genöthigt nachzulassen, aber eben dieses Nachlassen gab auch in den Gemeinen immer die heftigsten Bewegungen, denn diejenigen, welche in den Verfolgungen ausgehalten hatten, wollten nicht den übrigen gleich gehalten seyn, überhaupt glaubten die Eiferer bey der geringsten Gelindigkeit sey es um alle Kirchenzucht geschehen, und ganz eingenommen für die alten Zeiten konnten sie nicht begreifen, wie sich Kirchenzucht immer nach dem veränderten Tone des Zeitalters richten müsse. In manchen Kirchen waren solche Bewegungen nur vorübergehend; in der Afrikanischen wurden sie, wie wir so eben sahen, von Arglist und Bosheit benutzt; noch früher aber entstunden solche Gährungen in der römischen Kirche.

Es war (250.) nach Bischof Fabians Tod ein neuer Bischof zu wählen. Unter den Wählenden herrschten zwo Partien, eine hatte den Nova-

tian an ihrer Spitze, einen Mann von sehr strengen Grundsätzen in Ansehung der Gefallenen. Die andere, Cornelius war ihr Haupt, behauptete schon lange gelindere Meinungen. Die meisten Wahlstimmen fielen auf Cornelius, und die bisherige Gelassenheit der Eifererpartie verwandelte sich jetzt in den heftigsten Haß, der durch die Aufmunterungen einiger karthagischen Geistlichen, welche sich gerade damals zu Rom aufhielten, noch mehr entzündet wurde. Sie erkennen den Cornelius nicht als ihren Bischof, Novatian soll der ihrige seyn. Was vorher bloß verschiedene Meinung war, wurde jetzt durch den Partiegeist zum wichtigsten Dogma gemacht.

Der Novatianer glaubte gewiß zu seyn, daß eine Kirche, in welche solche Sünder, als die Gefallenen seyen, aufgenommen würden, unmöglich die wahre Kirche seyn, unmöglich den heiligen Geist haben, also auch unmöglich die Sacramente kräftig austheilen könne. Wer demnach von der Partie des Cornelius zu den Novatianern übertrat, mußte sich noch einmal taufen lassen. Die Novatianer konnten keinen Bischof erkennen, der von einem Bischof ihrer Gegenpartie ordinirt worden war, weil mit der bischöflichen Ordination nach den Begriffen des damahligen Zeitalters eine wirkliche Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes verbunden war.

Jede Partie schrieb und correspondirte sogleich mit andern Gemeinen, suchte sich Freunde bei

denselben zu erwerben, und es gelang auch beiden ihren Anhang weiter zu verbreiten. Die Partie des Cornelius bekam, wie leicht zu erachten, den größten Beyfall, denn die gelindere Meinung entsprach dem ganzen damaligen Zustande, der Kirche. Doch gab es Novatianer bis in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts.

§. 12.

Kirchenbuße.

Man hat sehr früh verschiedene Stufen der Kirchenbuße gehabt, wie man überhaupt die Zuhörer selbst sehr früh in verschiedene Classen theilte. Als ausgemacht nahm man an, daß das Verbrechen, wofür einer Kirchenbuße thun sollte, ein mit öffentlichem Ärgerniß verbundenes Verbrechen seyn müsse, denn das Ärgerniß war es eigentlich, was die Kirche bestrafte.

Die erste Stufe war Ausschließung vom Genuß des heiligen Abendmahls. Nach der ganzen damahligen Einrichtung war das heilige Abendmahl ein so frohes Brudermahl zum Angedenken des Todes Jesu, daß man einen offenbar ärgerlichen Sünder keinen Theil daran nehmen lassen konnte.

Die zweyte Stufe war, wenn solche Verbrecher nicht einmahl mit den übrigen dem Gottesdienste beywohnen durften und diese Ausschließung geschah gemeiniglich in sehr harten auffallenden

Ausdrücken. Wollte nun aber ein solcher Auswürfling (Excommunicirter) in die Gemeine wieder aufgenommen werden, so mußte er demüthig darum anhalten, in seinem ganzen äußern Betragen die tiefste Traurigkeit ausdrücken, Werke der Liebe und Wohlthätigkeit auszuüben suchen und erst nach solchen ganz unverdächtigen Proben seiner Reue wurde er zur Kirchenbuße hinzugelaßen.

Das erste war alsdann, daß er, wenn die Christen zusammen kamen, im ganzen Aufzug eines Tieftraurenden vor der Kirchenthüre stehen bleiben und die Vorübergehenden bitten mußte, Gott und die Kirche für seine Wiederherstellung anzuflehen. Nach einigen Wochen oder Monaten wurden ihm die Hände feyerlich aufgelegt, und er für fähig erklärt, dem Gottesdienste zuzuhören. So war ihm also nun zwar der Weg zum allgemeinen Unterricht wieder geöffnet, aber so bald der Zeitpunct des öffentlichen Gebeths kam, mußte er abtreten. Endlich durfte er auch bey dem Gebethe bleiben, selbst aber auch wenn er es nun ganz anhören durfte, so mußte er oft noch eine Zeitlang stehend mitbethen. Die volle Einsetzung in den Genuß aller Bruderrechte war endlich der gestattete Mitgenuß des Abendmahls Jesu.

Die Wichtigkeit dieses Bußceremoniels zeigt sich erst alsdann vollkommen, wenn man bedenkt, daß dieses Zeitalter unter Ausschließung von Gemeinschaft der Kirche nichts geringers ge-

dacht habe, als fast unmittelbar mitfolgende Ausschliessung von der Gemeinschaft Gottes und daß Heiligkeit der Gemeine — ein Begriff, der für uns ganz verloren ist — dieselbe zum Besitze der Gaben des heiligen Geistes erst geschickt mache. Durch jene verschiedene Gradationen wurde man gleichsam aufs neue für einen Heiden, für einen Ungetauften, für einen Täufling erklärt, denn besonders seit dem Ende des zweyten Jahrhunderts war es allgemeine Gewohnheit, daß man aus Taufe und Abendmahl, aus dem Taufsymbolum und dem Inhalte der öffentlichen Gebethe vor den Ungläubigen und Katechumenen ein großes Geheimniß machte.

§. 13.

Gottesdienst der Gemeinen.

Es muß übrigens ein fröhlich schöner Anblick um die ganze Einrichtung einer christlichen Gemeine besonders der zwey ersten Jahrhunderte gewesen seyn. Wenn sie sich versammelte, so trat nach Anstimmung froher Lobgesänge der Presbyter oder Bischof auf, las ein Stück aus der Bibel A. oder N. T. vor, deutete es, so gut ers vermochte, sprach über die bemerkten Fehler seiner Gemeine mit einer Herzlichkeit, welche man itzt strafwürdig finden würde, und dann wurde gebethet namentlich für die Obrigkeiten und den Bischof. Die Kirche segnete in ihrem Gebeth das Angedenken der Märtyrer und Confessoren, der edelsten ihrer verstorbenen Mit-

glieder, und die frohe Empfindung des Gebets erhob sich oft so sehr, als ob der entschlafene Freund ihnen helfen, als ob sie ihm mit ihrer Fürbitte noch nützen könnten.

Der Presbyter oder Bischof nahm Brod und Wein von den zusammengebrachten Oblationen, bethete darüber wie er ohne bestimmtes Formular zu bethen wußte, man gab es in der Gemeine herum. Alle aßen vom heiligen Brote, alle tranken den heiligen Becher, denn warum sollten es nicht alle thun, da sie sich alle, wie Brüder eines Vaters, ihres großen Erstgeborenen hier freuen sollten? Da war nie eine Versammlung, in welcher nicht dieses Freudenmahl gehalten wurde, und wenn es schon damals der Feyertage und Feste nur wenige gab, so kam man doch oft zusammen. Selbst in den ersten Zeiten kam man oft zusammen; da man auch noch keine eigenen Versammlungshäuser hatte, etwa bloß bey einem der angesehensten Mitglieder der Gemeine oder wohl gar in unterirdischen Höhlen zusammentraf.

Der Ceremonien waren noch nicht viele. Die Kirche war noch frey von manchen Gebräuchen, welche itzt Veranlassung oder Wirkung des Aberglaubens sind. Nur mit der Taufe war schon Exorcismus verbunden, denn man glaubte, den Teufel vorher erst austreiben zu müssen, ehe man dem Menschen den heiligen Geist mittheilen könne. Auch war schon allgemeine Gewohnheit, daß man sich bey allen Gelegenheiten kreuzte, und dem Zeichen des Kreuzes manche besondere Wir-

kungen zuschrieb. Es war Zeit der sorglosen Unschuld, Zeit des unbekümmerten Knabenalters, aber wohl gewöhnte sich der Knabe schon hie und da an manches, was ihm nothwendig in seinen Jünglings- und Mannsjahren schädlich seyn mußte, wenn der Fehler erst Zeit und Ort seiner Entwicklung fand.

Geschichte der Lehre, nach beyden Beziehungen als Religion und Theologie betrachtet.

§. 14.

Lehre der Apostel.

Der erste Unterricht der Apostel war äußerst einfach. Es war ihnen darum zu thun, gute fromme Menschen zu bilden, dem Juden seinen Nationalstolz, dem Heiden seine Laster abzugewöhnen. Dazu brauchte es nun nichts als herzliche väterliche Ermahnungen, verstärkt durch das Beyspiel Christi und anschaulich gemacht durch mannigfaltige Gründe aus der Natur der Sache selbst und aus ihrer unmittelbaren Lage. Ihr ganzer Vortrag richtete sich immer nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Zuhörer, war also anders gegen den Juden, anders gegen den Heiden, weil man bey dem Juden manches voraussetzen konnte, wovon Heiden keine Kenntniß oder keine Überzeugung hatten. Die besondere Den-

kungsart eines jeden Apostels trug auch dazu bey, daß einer vor dem andern einen gewissen Artikel in helleres Licht zu stellen suchte. Wie hoch schlug nicht das Herz des sanften Johannes, wenn er göttliche Würde seines innigst geliebten Jesus behauptete! Wie eiferte nicht Paulus gegen jeden Überrest des Judenthums: wie verschieden scheint sich Jacobus auszudrücken. Man sieht aber doch durch alle diese Verschiedenheiten hindurch, daß es ihnen darum zu thun ist, die Nachrichten von der Person und Würde Jesu zu einem der Hauptbeziehungspuncte ihres Vortrags zu machen, Gottes allgemeine Vaterliebe besonders aus der Geschichte Christi zu zeigen, und die zweifelsvolle Ungewißheit zu heben, womit bisher Juden und Heiden in Ansehung des Zustandes nach dem Tode gepeinigt wurden.

Es war für die Behauptung der Reinigkeit der Lehre in diesen ersten christlichen Gemeinen sehr wichtig, daß die Apostel Schriften hinterließen, worin theils die Geschichte Jesu glaubwürdig erzählt, theils die Hauptpuncte ihres Vortrags gelegenheitlich ausgeführt oder wenigstens berührt waren. Es sind zwar eigentlich nur Localschriften, denn es sind größtentheils Briefe, also nicht Abhandlungen über gewisse Gegenstände. Wie es sich in einem Brief gibt, bald Antwort auf eine vorgelegte Frage, bald Digression aus Gelegenheit eines neuesten Vorfalls, bald Ermahnung wegen einer bevorstehenden Sache. Aber gerade dieses Locale und Individuelvertrauliche gab solchen Schriften für jenes erste Zeitalter das höchste

Interesse und ein unverkennbares Siegel von Authenticität. Man hat nicht alles, was die Apostel geschrieben haben, und man weiß auch nicht, wie es kam, daß gerade diese Schriften gesammelt wurden, welche wir gegenwärtig noch haben. Sie scheinen schon zu Ende des ersten Jahrhunderts gesammelt gewesen zu seyn. Ob sogleich alle auf einmal, läßt sich wieder nicht entscheiden. An der Ächtheit einiger derselben zweifelte man zu Ende des zweyten und vorzüglich im dritten Jahrhunderte. Unter diesen bezweifelten ist die Offenbarung Johannis das merkwürdigste, denn weil sie ein prophetisches Buch ist, bekam sie besonders in Egypten starke Partie und Gegenpartie; Leute, die sich mit Deutungen abgaben, mißbrauchten das Buch, und Leute, welche diese Deutungen widerlegen wollten, schienen den Mißbrauch dem Buche selbst angerechnet zu haben.

§. 15.

Ketzereyen. Gnostiker.

Die Apostel haben es noch selbst erlebt, daß man ihre Lehre zu verkehren suchte, nicht nur daß Juden ihr Judenthum, so verdorben als es damals auch war, mit dem Christenthume zu verbinden suchten, sondern daß Leute, welche nach dem damaligen Tone Gelehrte und Philosophen waren, ihr Christenthum an ihre philosophische Meinungen und diese an jenes anknüpfen wollten. Längst vor der christlichen Religion war be-

sonders in den Morgenländern eine Philosophie sehr herrschend geworden, welche bald die Materie als Quelle alles Bösen angab, bald auch das große Vernunfträthsel vom Ursprunge alles Bösen durch Emanationshypothesen und Äonengenealogien zu lösen suchte und durch diese zwo Ausschweifungen sowohl in die Dogmatik als in die Moral manches Unrichtige brachte. Viele dieser Philosophen wurden nun auch Christen, und die Art der verschiedenen Verbindungen, welche sie zwischen ihren alten und neuen Ideen auf Kosten der einen und der andern zu machen suchten, brachte die verschiedensten sogenannten ketzerischen Systeme hervor.

Schon Paulus eifert gegen einen Hymenäus und Philetus, welche behaupteten, die Auferstehung sey schon geschehen. Haben sie wohl die ganze Lehre bloß allegorisch von der Bekehrung erklärt? Johannes widerlegt Leute, welche läugneten, daß Jesus wahrhafter Mensch gewesen sey, und unter den Benennungen Logos, Sohn Gottes ganz verkehrte Begriffe dachten. Er erlebte noch einen Hauptanführer dieser philosophirenden Christen, Cerinthus. Dieser suchte Gnosticismus, jüdische und christliche Lehre in eins zu verbinden. Der Gnostiker, weil er einmahl die Materie nur als Quelle alles Bösen ansah, sprach gewöhnlich vom Weltschöpfer nicht zum rühmlichsten, überhaupt war ihm der Gott Mosis nicht transscendentel genug. Cerinth aber nahm an, daß der Weltschöpfer zwar nicht der höchste Gott sey, aber doch einer der erhabensten

guten Engel (Äonen,) nur sey er nach und nach schlimm geworden. Deßwegen habe Gott einen andern der höchsten guten Äonen gesandt, der sich auf den Sohn Josephs und Mariens bey der Taufe herabließ, und denselben der Ausführung seiner großen Thaten fähig machte. Verleitet durch den bösen Geist den Weltschöpfer (Demiurgus) kreuzigten die Juden Jesum und bey der Kreuzigung flog Christus hinweg.

Es paßt gar nicht mit dem übrigen Systeme des Cerinthus zusammen, daß er geglaubt haben solle, Christus werde einmahl auf die Erde wiederkommen, und mit seinen Glaubigen im höchsten Genuße sinnlicher Wollüste tausend Jahre auf Erden regieren. Ist hier das Unzusammenhängende Grund genug, an der Richtigkeit der patristischen Nachrichten zu zweifeln?

So dachte einer der Hauptanführer einer gnostischen Partie. Es ist unnütze die Mannigfaltigkeit der ausschweifenden Einbildungskraft dieser Schwärmer aufzusuchen, einer dachte sich mehrere, ein anderer wenigere Äonen, jeder ordnete sie verschieden, mancher hatte wohl gar kein System. Das große Räthsel vom Ursprunge alles Bösen, wie es sich mit Gottes weiser Güte vereinigen lasse, beschäftigte sie alle, und alle suchten sich dadurch zu helfen, daß sie eine mit Gott ewig coexistirende, von ihm unabhängige Materie annahmen, die entweder ihren besondern Herrn hatte, der sich dem höchsten Gott widersetze, oder welche ein abgefallener Geist als

das Mittel brauche, Gottes wohlthätige Absichten zu zernichten. Manchen haben die Kirchenväter unter die gnostischen Ketzer gezählt, der als aufgeklärter Kopf bloß Versuche machte die gewöhnliche Vorstellungsarten zu verfeinern.

§. 16.

Manichäer.

Eine Abart oder vielleicht ein Zweig des Gnosticismus waren die Manichäer. Manes, ein persischer Magier, glaubte zwischen seiner persischen Philosophie und der christlichen Religion Übereinstimmung zu finden, und was noch nicht übereinstimmend war, glaubte er dazu machen zu können. Die Lehre seiner Väter von zwey gleich ewigen Grundwesen einem guten und bösen, (Licht und Finsterniß) wurde zum Grunde gelegt.

Der Herr des Lichts sey der seligste Geist, voll des thätigsten Wohlwollens, der Herr der Finsterniß voll bittern Hasses und böser Lüste. Diese beyde Herren liegen mit einander im Krieg und der Fürst der Finsterniß hat verschiedene kleine Vortheile gewonnen. Wir Menschen, über welche von beyden Partien viel gestritten wird, tragen einen] Leib, der aus der bösen Materie entsprungen ist, und von den zwey Seelen, die wir haben, kommt eine vom Fürst der Finsterniß und die andere vom Fürst des Lichts her. Christus wurde in der Absicht von Gott erzeugt, um denen

in Leiber eingeschlossenen Seelen zu helfen. Er nahm deswegen einen Scheinkörper an, und Manes ist der Paraklet (Lehrer), der itzt durch Predigung einer vollkommeneren Sittenlehre als die Sittenlehre Christus war, das angefangene Werk vollenden soll. Welche Seele sich reinigen will, muß den Dienst des Judengottes verlassen, dem Gesetze Christi und des Manes durch Bestreitung seiner Lüste gehorchen. Zwar wird sie in diesem Leben nie ganz rein, sondern erst noch nach dem Tode hat sie verschiedene Läuterungen auszudauern. Aber wenn sie sich doch nun hier gar nicht reinigen lassen will, so wird sie nach diesem Leben von dem Leib eines Thiers, in den andern kommen, und den härtesten Peinigungen unterworfen seyn. Eine Partie, welche dieses System hat, konnte nicht viel gutes von der Bibel halten. Das alte Testament war nach ihrer Idee ein Werk des Judengottes also des Herrn der Finsterniß, und vom neuen Testamente konnte auch nicht viel bleiben, sie glaubten wenigstens, dasselbe sey größtentheils so mit Fabeln vermengt, daß man das Richtige vom Unrichtigen nicht mehr unterscheiden könne. Man sollte dem ersten Anblicke nach glauben, Hypothesen, wie die manichäischen sind, seyen viel zu sehr gegen allen Menschenverstand, als daß sie viele Anhänger bekommen könnten: aber man weiß aus der Geschichte ganz zuverlässig, daß sie außerordentlichen Beyfall erhielten, und daß es sehr schwer hielt, ihre allgemeine Ausbreitung zu hindern.

Ihre strenge Lebensart und gute Moral, welche wenigstens den damals gewöhnlichen Begrif-

sen von moralischer Güte sehr entsprach, mag wohl viel dazu beygetragen haben, aber man macht doch überhaupt durch die ganze Kirchenhistorie hindurch die traurige Bemerkung, daß Sätze, die dem aufgeklärtern und durch Abstraction geübten Menschenverstand als höchst ungereimt auffallen, den ganzen Beyfall des weniger gebildeten und sich selbst überlassenen Menschen erhalten.

§. 17.

Montanisten.

Einer solchen Art gelehrter Schwärmerey, als die Gnostiker trieben, war, wie leicht zu erachten, ein großer Theil gar nicht fähig, ihre Einbildungskraft weidete sich an viel sinnlichern Ideen, dachte sich alles viel materieller und überließ sich, wie bey einer solchen Gattung von Schwärmerey gewöhnlich ist, recht ausschweifenden Hoffnungen der Zukunft. Niemand dieser Art wurde bekannter als die Montanisten in Phrygien.

Die außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes mögen ungefähr bis in die Mitte des zweyten Jahrhunderts in Kleinasien fortgedauret haben, weil nirgends länger Apostel gelebt haben als dorten, also eine Gabe, die nur durch Auflegung apostolischer Hände ertheilt wurde, eben daselbst am längsten gedauert haben mag. Da endlich aber nach und nach alle unmittelbare

Zöglinge von Johannes hinwegstarben, so regte sich Nachahmungssucht und Begierde, die erlöschenden Wunderkräfte fortdaurend zu erhalten. In einem unbekannten phrygischen Flecken fieng Montanus ein sonst ziemlich unwissender Mann an, für einen Propheten, für den Paraklet, sich anzugeben, dessen Sendung Christus so oft verheissen habe. Er versicherte, daß der Kirche noch gar viel mangele, das alte Testament sey Zeit der Kindheit gewesen: Christus und die Apostel hätten den Menschen zwar zur jugendlichen Größe erzogen, doch der Schwachheit des Fleisches in vielem noch schonen müssen, durch ihn und seine Gehülfen aber sollte die christliche Tugend in ihrem völligem Glanze hergestellt werden. In Rücksicht auf alle damahls kirchlich bestimmte Lehren waren die Montanisten orthodox. Ihr Reformationsgeist betraf vorzüglich nur die Sittenlehre, und diese wurde von ihnen nach allen Eingebungen eines schwarzen melancholischen Temperaments überspannt oder sie erhuben vielmehr zur allgemeinen Sittenlehre, was damals der größere Theil bloß zur höheren Ascetik rechnete. Montanus empfahl die Fasten außerordentlich, wollte alle Wissenschaften aus der Kirche verbannt wissen, eiferte vorzüglich gegen die zweyte Ehe, denn jede eheliche Verbindung überhaupt schien ihm schon menschliche Schwäche, und drang endlich auf eine viel strengere Kirchenzucht als damals gewöhnlich zu werden anfieng. Die ganze Partie gab sich sehr mit Visionen und Prophezeyungen ab, und man hat ihr viel apokryphische Schriften zu danken.

Niemand machte diese Partie berühmter, als der bekannte afrikanische Kirchenschriftsteller Tertullian, ein Mann der bey seinem feurigen Genie und bey seinen ausgebreiteten Kenntnissen sehr viel hätte leisten können, wenn er seinem Temperament weniger Einfluß auf seine Theologie gelassen, und mehr genau gedacht als lebhaft empfunden hätte. Bey einer schwärmerischen Partie ist es wohl am wenigsten zu verwundern, wenn sie sich schnell von Provinz zu Provinz ausbreitete.

§. 18.

Ketzereyen im Artikel von der Person Christi.

Man sieht aus dem bisherigen, daß die Speculationen der philosophirenden Partie unter den ersten Christen auf die Lehre von der Person Christi gefallen sind, und welche Lehre lag ihnen auch näher als diese, da es damals noch so unverkennbae war, daß sie einer der ersten Hauptpuncte des Vortrags der Apostel gewesen. Aber es waren auch nicht alleiu diese philosophirende Partien, welche damals in den Vorstellungsarten dieser Lehre von einander abgingen, sondern es gab noch manche andere Secten, die einen ganz andern Begriff behaupteten als der herrschende war, und es war fast keine Provinz der damaligen Christenheit, wo nicht Verschiedenheit der Vorstellungsart dieser Lehre große Unruhen erweckte. Zänkereyen über die Frage, wer Christus gewesen sey, zogen sich nothwendig auch in

den Artikel von der Dreyeinigkeit. Die Taufformel erhielt ohne dieß die drey bezeichnende Nahmen in beständigem Angedenken und der Streit mit den Heiden über die Einheit Gottes gab Veranlassung zu vielen Versuchen, sich so auszudrücken, daß keine dreyfache Gottheit herauskomme. Am schnellsten war der Knoten aufgehauen, wenn man Jesum für einen bloßen Menschen erklärte, der zwar der größte Prophet gewesen sey, aber doch seine ganze Würde einzig von seinem Prophetenamt gehabt habe. Es war deßwegen noch nicht nothwendig, ihn für einen Sohn Josephs zu halten. Selbst aber auch das Wunder seiner Geburt wurde von einer Partie armer Judenchristen in Palästina geläugnet: wie wann es auch so lang noch nach Jesu Tod zutreffen sollte, daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gelte. Viel stärker als diese Partie war wohl jene, welche Jesum für einen Menschen ansah, mit welchem sich eine besondere göttliche Kraft vereiniget habe, und eben so auch den heiligen Geist bloß für eine besondere Kraft Gottes hielt, welche von einer gewissen Wirkung diesen Nahmen habe. Kein Weg ist unversucht geblieben, um die Lehre von der Person Christi passender zu machen; denn einige glaubten sich sogar damit zu helfen, wenn sie annehmen würden, daß sich der Vater selbst mit dem Menschen Jesu persönlich vereinigt habe. Wie wars anders möglich, als daß gute und böse, alternde und neuernde Köpfe, wenn sie sich in dieser ewig unaufklärbaren Sache damals bestimmt und weitläuftig ausdrücken wollten, auf unzeschickte Wor-

te verfallen, schrift- und vernunftwidrige Vorstellungsarten manchmal als Wahrheit ergreifen mußten. Die Sprache hatte sich für solche Abstractionen gar nicht gebildet, als nothwendig sind, wenn man nicht bey bloßen Schriftausdrücken bleiben will. Exegese in der Genauigkeit, wie sie hier erfordert wird, konnte eben so wenig Statt haben, denn die Kunst ein Buch so zu lesen, daß man den ganzen Sinn des Verfassers ergreift, setzt noch weit mehrere Kenntnisse und Erfahrungen voraus, besonders wenn man von Jugend auf gewöhnt worden ist gewissen Worten und Stellen einen bestimmten Sinn beyzulegen.

§. 19.

Lehrbegriff der vornicäischen Periode. Origenes. Hauptepoche in demselben.

Streitigkeiten und erfundene Unterscheidungen sind es zwar meistens, welche der Theologie nach und nach ihr gelehrtes Ansehen gaben, aber oft ereignet es sich doch, daß ein einziger Mann nach und nach seinem Zeitalter einen gewissen Untersuchungsgeist mittheilt, oder dasselbe zu einer gewissen Methode gewöhnt, durch welche alles verfeinert oder wenigstens in andere Form gebracht wird. Das war auch Schicksal der Theologie und Religion der drey ersten Jahrhunderte. Ungeachtet aller Zänkereyen mit den Gnostikern behielt doch die Religion in denjenigen Artikeln, welche nicht gerade zunächst streitig waren, ein sehr einfaches unschuldvolles Aussehen: es ließ

sich kurz und kunstlos sagen was die Christen glaubten.

Es ist ein Gott, dieser einzige ist Vater, Sohn und Geist, unterschieden sind zwar diese drey Nahmen: das ist, sie bezeichnen nicht einen und ebendenselben, es sind nicht bloß drey Nahmen eines und ebendesselben, aber wir wissens doch nicht, wie sie unterschieden sind. Anbethung gebührt diesen Dreyen. Wir sind durch unsere Sünden elend, dem Teufel und dem Tod unterworfen. Uns davon zu erretten, wurde Christus wahrhaftiger Mensch, befreyte uns nicht nur durch seinen Tod von der Tyranney der Dämonen; sondern lehrte uns auch den Weg der Wahrheit und Tugend, und gab uns die bündigsten Versicherungen von dem Zustande nach dem Tode. Wir verdanken ja auch ihm allein unsere künftige Auferstehung, denn wäre er nicht gestorben, so würden unsere Leiber aus der Verwesung nicht mehr aufstehen. Es ist gewiß mit diesem Leben nicht alles aus, wir werden alle für einen Richter zu stehen kommen, durch dessen Urtheil unser Loos auf ewig entschieden wird. Sollte man nicht freudig durch die Taufe zu einer solchen Religion sich bekennen, durch den Genuß des Abendmahls in einer solchen brüderlichen Gemeinschaft bleiben: diese Religion fordert ja nichts anders von uns, als daß wir hier fromm und gut leben sollen.

So einfach war die christliche Religion der zwey ersten Jahrhunderte, so wird sie von denen vor-

gestellt, welche sie in öffentlichen Schriften vertheidigten, aber Origenes kam, und er war zu scharfsinnig und zu philosophischgelehrt, um bey dem Unbestimmten mancher theologischen Sätze seines Zeitalters stehen bleiben zu können. Er machte sich selbst zwar auch vorzüglich um historischphilologische Exegese verdient: doch der entscheidendere Gang zu philosophiren, und die Furcht für Nachreden der Heterodoxie verleiteten ihn zu allegorisiren, eine problematische Theologie aufzubringen, um unter der Maske des Argumentirens für und gegen eine Sache, seine eigenen Meinungen desto sicherer anbringen zu können. Ein großes Genie von Origenes Thätigkeit und brennendem Eifer für das Christenthum machte ganz gewiß Partie, es kam noch hinzu, daß er nicht nur durch seine Schriften auf sein Zeitalter wirkte, sondern auch durch mündlichen Unterricht bey der Katechetenschule zu Alexandria eine Menge angesehener Schüler zog. Von dieser Zeit an bemerkt man die große Trennung zwischen den gelehrten Theologen und zwischen den bloß populären und homiletischen Religionslehrern, die sich an sinnlichere Vorstellungsarten gewöhnt hatten, und zu Ende dieser Periode findet man fast keinen einzigen gelehrten Kirchenvater, der nicht Schüler des Origenes gewesen wäre, oder aus Origenes Schriften sich gebildet hätte.

Übrigens ist in dieser ganzen Geschichte schon der ersten Entwicklung der christlichen Lehre ein wichtiger Provincialunterschied unverkennbar. Die Dogmatik des Occidents entwickelte sich aus ganz

andern Keimen als die des Orients, und selbst in der orientalischen Kirche scheint egyptische Lehrart sehr früh ihren eigenen Charakter zu gewinnen. Im Orient war Philosophie und Anwendung derselben auf die christliche Lehre der erste Hauptkeim aller dogmatischen Veränderungen, im Occident erzeugten sie sich aus den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen in der Kirche, aus Streitigkeiten über Hierarchie und Kirchenzucht, und die Lehre von der Kirche ist für den Lateiner eben das geworden, was für den Griechen und Orientaler die Lehre vom Logos ward.

§. 20.

Letztes Resultat der vornicäischen Geschichte in Ansehung des Ganzen der allgemeinen Cultur.

Nach allem diesem ist noch die schwerste Frage, wenn sie anders ganz Gegenstand möglicher historischer Untersuchung ist, was hat die Menschheit durch diese ganze Revolution gewonnen; wurden die Menschen, welche in diese neue Gesellschaft eintraten, so ganz vorzüglich besser, als vorher, und hat diese neue Gesellschaft selbst auch für diejenigen manches gute gestiftet, welche nicht in dieselbe eintraten.

Bey dem lebhaftesten Angedenken der großen und vielen Fehler, welche wir an den ersten Christen noch wahrnehmen, ist doch gewiß unläug-

bar, daß die großen Grundwahrheiten von einem Gott, von seiner Vorsehung, vom Leben nach dem Tod in eine viel allgemeinere Circulation kamen, als jemals vorher, daß sie besonders auch dem niedrigsten Pöbel und Kindern bekannt wurden, an deren Aufklärung und Besserung kein Philosoph je gearbeitet hatte, und gerade in der Verbindung mit andern positiven Lehren des Christenthums nothwendig viel tiefern Eindruck machen konnten, als wenn sie bloß als natürliche Religion gepredigt worden wären. Mußten nun nicht solche Wahrheiten, allgemein unter ein Volk gebracht, nicht als Raisonnement sondern als positive Lehre unter dasselbe gebracht, große Wirkungen hervorbringen? War es deshalb gerade nothwendig, daß der Vortrag der Kirchenväter völlig unvermischt wahr und metaphysischgenau sey? Ist es gerade metaphysischgenau bestimmte Wahrheit, welche auf das Volk wirkt? Vorher war beynahe gar nichts da, was wirken konnte, selbst stoische Philosophie rettete nur einen ganz kleinen Haufen aus der allgemeinen Fluth moralischen Verderbens; nun aber hatte die Welt eine Religion erhalten, die auch allein schon deßwegen, weil sich alles bey ihr auf Geschichte gründete, alles aus Geschichte herfloß, den entscheidendsten Einfluß auf die Gesinnungen des unbefangenern großen Haufens haben mußte.

Selbst auch dieses darf in diesen ersten Zeiten nicht übersehen werden, welch außerordentlicher Vortheil für die Cultur der Nationen es war, daß sich diese neue Religion auf ein Buch gründete, das bey öffentlichem Gottesdienste beständig

gebraucht, und von jedem Christen gekannt seyn wollte. Wo das Christenthum zu einer Nation kam, welche noch keine Schrift kannte, da mußten Buchstaben und Schrift sogleich eingeführt, und so viel damals möglich war, allgemein ausgebreitet werden. So beschleunigte die christliche Religion bey mancher Nation den ersten wichtigsten Schritt zu ihrer Aufklärung, und welche Philosophen sind jemals, um diesen Aufklärungskeim fortzupflanzen, mit so regem Eifer von Nation zu Nation geeilt, haben ihre Meinungen so emsig zu verbreiten gesucht, als die Christen dieser ersten Jahrhunderte?

Doch wer wird auch überhaupt so partheyisch seyn, zu verkennen, daß der Zustand dieser neuen Gesellschaft sehr viel besser gewesen als der Zustand der alten, und daß einzelne Menschen, bey allen kennbaren Spuren ihres vorigen Zustandes, durch Verbindung mit derselben trefflich veredelt worden seyen. Selbst ihre Feinde gaben ihnen dieß Zeugniß, und Beyspiele von Wohlthätigkeit, bewunderswürdiger Standhaftigkeit, Selbstverläugnung und Vergegenwärtigung des Unsichtbaren sind wirklich in ihrer Geschichte recht rührend häufig.

Je mehr sich aber die Kirche ausbreitete, je länger sie stund, desto weniger konnte immer gleicher Eifer für Moralität bleiben. Die christliche Kirche bestund im dritten Jahrhunderte großentheils aus geborenen Christen. Läßt sich bey einem großen Theil von diesen ein gleich starker

Eifer erwarten als bey ihren Vätern? Selbst auch die schönen Beyspiele von Tugend, welche vorher bey verengterem Schauplatz viel deutlicher in die Augen fielen, wurden jetzt nicht mehr so bekannt, nachdem sich die christliche Kirche durch alle drey Welttheile verbreitet hatte. Je zahlreicher die Gesellschaft, je mehr Einfluß sie auf den Staat bekam, desto vielfältiger zeigten sich auch die Gelegenheiten, wo Ehrgeitz und Ungeduld der Menschen gereitzt werden konnte. Ist es also ein Wunder, wenn die Christen des dritten Jahrhunderts nicht mehr die nehmlichen zu seyn scheinen mit denen des ersten Jahrhunderts?

Eine sehr früh verkehrte Sittenlehre der Kirchenväter trug noch mehr zu der schnell reifenden Verschlimmerung bey. Indeß diese den klugen Mann machen wollten, der die Wahrheiten auf eine Art vertheidigt, welche den Vorurtheilen des Gegners nicht allzusehr zuwider ist, so vergaben sie die Rechte der Wahrheit, ließen jeden Schein von Wahrheit als Wahrheit gelten, sahen der Fortsetzung heidnischer Gebräuche nach, wenn sie nur mit einer kleinen Wendung einen Anstrich von Christenthum erhielten, und unkundig der großen gemeinnützigen Zwecke der christlichen Religion, setzten sie auf willkührliche Selbstverläugnungen, Asceten- und Mönchstugenden einen Werth, auf welchen bloß Syrer und Egyptier zuerst fallen konnten.

So vereinigte sich freylich in kurzem sehr vieles, daß die christliche Religion das nicht zu lei-

sten schien, was man nach ihrer ganzen Anlage und nach dem ersten Aufang hätte erwarten sollen: aber die Vorsehung hatte sie nicht bloß zu einer Wirkung für drey Jahrhunderte bestimmt, sie liebt den Weg der allmähligen Entwicklung, und selbst die großen Staatsrevolutionen des römischen Reichs, auf welche christliche Religion damahls endlich nothwendig führte, mußten erst vorangehen, der ganze allgemeine gesellschaftliche Zustand mußte sich ändern, ehe christliche Religion die schönsten Blüthen ihrer Wirkungen zeigen konnte.

N. Chr. Geb.	
35	Zwey Jahre nach Christus Tode wird Paulus ein Christ.
50-65	In diese Zeit fällt der größte Theil der paulinischen Briefe.
64	Zwey Jahre vor dem Anfange des jüdischen Kriegs entsteht Neros Verfolgung.
70	Jerusalems Zerstörung. Weder Petrus noch Paulus haben dieselbe mehr erlebt, sie starben drey Jahre vorher.
95	Wenn der Apostel Johannes seine Apokalypse unter Domitian schrieb, so gehört sie ungefähr in dieses Jahr.
102	Relation des Gouvern. von Bithynien, Plinius, an den August Trajan, betreffend die große Menge von Christen.
140	Justins erstere Apologie. Damals gab es schon viele besonders gnostische

N. C. Geb.	
	Secten und Partien unter den Christen, die Anzahl der Gelehrten unter ihnen war nehmlich schon sehr beträchtlich.
152	Antonins merkwürdiges günstiges Edict.
172	Montanisten.
177	Verfolgung der Christen zu Lyon und Vienne. Der Schüler Polikarps Irenäus ist gleich darauf Bischof zu Lyon geworden.
180	Aufblühen der christlichen alexandrinischen Schule. Die Folge ihrer Vorsteher von dieser Zeit an. Pantanus. Clemens von Alexandrien. Origenes. Dionys B. von Alexandrien. Pierius. Diese Männer gaben den Ton ihres Zeitalters an.
195	Indeß Clemens zu Alexandrien seine Philosophie mit der christlichen Religion vermengt, so hängt Tertullian montanistischen Visionen nach, und der Bischof von Rom Victor will zu großem Ärgerniß des Irenäus keinen für seinen Mitchristen halten, der nicht das Osterlamm mit ihm zu gleicher Zeit esse.
242	Stiftung des neupersischen Reichs und Einfluß dieser Staatsrevolution auf die christliche Kirche dieser Gegenden.
250	Die Verfolgung des Decius giebt Veranlassung zum novatianischen Schis-

N. Chr. Geb.	
	ma. Cyprian B. von Chartago zeichnet sich auch in dieser Geschichte aus.
256	Streitigkeit der Afrikaner und Kleinasiater mit dem röm. Bischof wegen der Ketzertaufe.
	Origenes gieng ein Paar Jahre vor Ausbruch dieser Streitigkeit zu seiner Ruhe ein.
269	Ein Decennium vorher, ehe Zenobiens Günstling Paul von Samosata, wegen Irrlehren abgesetzt wird, hatte Sabellius in Egypten gelebt.
277	Manichäer.
284	Anfang der diokletianischen Ära.
306	Constantin kommt nach dem Tode seines Vaters Constantius zur Regierung.
311	Eine Bischofswahl zu Charthago gibt Veranlassung zur Donatistenstreitigkeit.
312	Constantins Sieg über Maxentius bey Rom. Anfang der Indiction (der italiänischen.)
323	Constantin gibt der christl. Religion völlige Freiheit.
324	Constantin von seinem einzig noch übrigen Collegen Licinius befreyt.
325	Synode zu Nicäa.

Zweyte Periode.

Von der nicäischen Synode bis auf Muhåmmed.

Drey Jahrhunderte.

Athanasius. Leo der große. Justinian.

Fast die ganze pragmatische Geschichte dieser zweyten Periode steckt in den Concilienacten. Fuchs Bibliothek der Concilien als zweckmäßig-brauchbarer Auszug aus der mansischen Sammlung und Walchs Geschichte der Ketzereyen, IV—VIII. Theil sind daher die zwo besten Schriften für denjenigen, der sich über die wichtigsten Verhältnisse und Begebenheiten dieser Periode mehr als bloß summarisch unterrichten will.

In der Geschichte der Hierarchie werden die Schriften schon brauchbar, in welchen die Pabstforderungen des römischen Bischofs historisch untersucht sind. Als Sammlung von Excerpten fängt hier auch brauchbar an Thomassini de veteri ac nova Ecclesiae disciplina.

Geschichte der Ausbreitung der christlichen Kirche.

§. 21.

Ausbreitung im römischen Reiche. Viertes Jahrhundert.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die Partie der Christen im römischen Reiche schon so groß, daß sie die angesehensten Ämter begleiteten, bey Hof und bey der Armee nicht allein zahlreich sondern auch bedeutend waren, und wenigstens in einigen Provinzen fast alle Vortheile einer im Staat geduldeten Gesellschaft genossen. Allein so lang ihre Ruhe durch kein feyerliches Edict des Kaisers versichert war, so lang sie bey der damahls getheilten römischen Welt immer nur in dem Territorium eines oder des andern Cäsars geschützt wurden, so hatte nicht nur ihre ganze politische Existenz immer noch viel ungewiß Mühseliges, sondern selbst auch ihre große Ausbreitung wurde der Reinigkeit der Lehre in dieser Lage immer mehr schädlich. Die Vortheile einer der Zahl nach geschwächten, aber selbst durch den bevorstehenden Wechsel nur noch gereitzteren Religionspartie wandten sich auf die Seite der Heiden, und selbst Constantin, so entschieden er gleich anfangs für die Christen war, wagte es doch nicht eher, bis er (324) allein Herr des römischen Reichs wurde, ihnen alle Vortheile einer herrschenden Religion zuzusprechen. Sein

ergangenes (306.) erstes Toleranzprivilegium für dieselben verschaffte den Christen Freyheit nur durch Gestattung einer allgemeinen Religionsduldung.

Über Constantins eigene Religionsgesinnungen ist viel gestritten worden, ob er aus Politik oder Überzeugung Christ geworden sey? Wer kann aber entwickeln, wie diese zweyerley Beweggründe besonders in der Seele eines Königs einander durchkreuzen, einander verstärken mögen? Daß Constantin auch nach Annahme der christlichen Religion immer doch noch grausam, falsch, herrschsüchtig gewesen, beweist nicht, daß er sich nicht, zur christlichen Religion bekannt habe, daß er nicht aus Überzeugung Christ geworden sey; wer weiß, was sich alles mit seinem Christenthum vertragen konnte? Die vermeinte Vision am Tage der Schlacht mit Maxentius vor Rom hat ihn gewiß nicht bekehrt, wie fast schon allein die Chronologie beweist.

Es ist leicht zu vermuthen, wie schnell nach geschehenem Übertritt des Regenten, bey Hof und in den Provinzen die Anzahl der Proselyten sich vermehrt haben muß, wie mächtig nun eigenes Interesse für die Annahme der christlichen Religion wirkte, und was der ungehinderte Bekehrungseifer einzelner Bischöfe ausgerichtet haben kann. Doch ging es für solche allgemeine Vermuthungen nicht schnell genug. Es zeigte sich deutlich, wie viel leichter es sey, eine Religionspartie von ihrer blühenden Höhe in einen Zu-

stand dürftiger Existenz herabzudrängen, als gänzlich dieselbe auszurotten, und leider bekam die Thätigkeit der Bischöfe in Verfolgung der sogenannten Ketzer und gesetzmäßiger Behauptung ihrer bisherigen Observanzrechte bald einen neuen Gegenstand, dessen Interesse noch stärker anzog, als Ausbreitung der christlichen Religion.

Wie rasch doch bey allen Religionspartien der Verfolgte zum Verfolger wird! Kaum volle achtzehn Jahre, daß es keine christliche Märtyrer mehr gab, so erschien (342.) ein Edict des christlichen Kaisers, daß alle heidnische Tempel geschlossen werden, alle Opfer und alles Befragen der Orakel bey Confiscation der Güter und Lebensstrafe verbothen seyn sollte, und den Statthaltern der Provinzen wurde eine Strafe angesetzt, wenn sie in Vollziehung dieses Gesetzes nachlässig wären.

Ists zu verwundern, wenn Julian, dem ohnedieß alle Anstalten der Familie Constantins äußerst zuwider waren, und christliche Religion von vielen Seiten her verhaßt gemacht wurde, durch vergebliche anderthalbjährige Bemühungen (362) die heidnische Religion wieder begünstigte? Sein schneller Tod versicherte den Christen wieder aufs neue die Ruhe, und sein Nachfolger Jovian stellte nicht nur sogleich alle Gesetze zum Vortheil der Christen wieder her, sondern nöthigte auch manche Verfolger derselben die von ihnen zerstörten Kirchen auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Theodos, der durch eine gewisse Art historischer Verjährung

den Nahmen des Großen hat, gab geschärfte Strafgesetze gegen die heidnische Religion, und noch heftigere Verfolger waren seine Söhne Arcadius und Honorius, unter welchen sich (395.) das römische Reich für beständig in den Orient und Occident theilte.

§. 22.

Ausbreitung der christlichen Religion außer dem römischen Reiche. Viertes Jahrhundert.

Indeß die christliche Religion im römischen Reiche durch Gewalt und Gesetze immer herrschender wurde, so breitete sie sich auch außer demselben aus, und die Majestät des römischen Reichs gab ihr einen Glanz, der auch barbarische Nationen herbeyzog. Ohnedieß durfte, wie man in Armenien und Iberien sah, manches schon ehedem ausgestreute Samkorn hie und da nur aufgehen, fast ohne weitere Bemühungen, wie allein die Zeit zur Reife bringt, bildete sich da, wo anfangs bloß einzelne Christen waren, eine ganze christliche Kirche, und der verfolgte christliche Ketzer, welchen man im römischen Reiche nicht mehr dulden wollte, war meist entweder erster Pflanzer oder Vollender dieser Kirche.

Selbst die Kaiser rechneten es schon zur Politik, keinem Volke Sitze im römischen Reich einzuräumen, wenn es sich nicht zur christlichen Religion wandte, und Valens gab den hervordrän-

genden Gothen unter keiner andern Bedingung Länder diesseits der Donau, als daß sie seiner Religion wurden.

Verglichen mit einer solchen Ausbreitung war es nur vorübergehendes kleines Unglück, daß der König von Persien, Sapor II. dreymahl eine blutige Verfolgung gegen die Christen verhängte, und aus Argwohn ihrer Correspondenz mit den Glaubensgenossen im römischen Reiche, ihre Hierarchie und Kirchen zu zerstören suchte.

§. 23.

Ausbreitung der christlichen Religion im Occident. Fünftes Jahrhundert.

Die große Katastrophe, welche das occidentalische Kaiserthum im fünften Jahrhunderte litt, wurde, wie im ganzen Zustande der Kirche so besonders auch in Ansehung ihrer erweiterten oder verengten Gränzen eine der wichtigsten Epochen. Nationen, welche entweder noch gar nichts oder wenigstens doch nur so viel vom Christenthum angenommen, als sich mit dem roheren gesellschaftlichen Zustande derselben vereinigen ließ, theilten siegreich die Provinzen des occidentalisch-römischen Reichs unter sich, und gaben der alten christlichen Landesreligion, auch wenn sie dieselbe endlich annahmen, einen solchen Zusatz von ihren Sitten und Meinungen, welchen kaum wieder Bemühungen ganzer Jahrhunderte hinwegscheiden konnten.

Alanen, vereinigt mit Vandalen und Sueven, giengen über den Rhein durch Gallien hindurch nach Spanien, ein Theil derselben setzte sich hier, der größte Theil der Vandalen eroberte Afrika, wo ihr neugestiftetes Reich nach Eroberung von Karthago fünf und neunzig Jahre lang blühte.

Gothen, deren ein Theil schon längst in der heutigen Moldau und Wallachey Sitze erhalten, wurden von den nachdrängenden Hunnen immer weiter getrieben, machten Versuche am orientalischen und occidentalischen Reiche, bis endlich ihr Alarich, dem treulosen Honorius die Ermordung des tapfern Stilico zu vergelten, in Italien einbrach, Rom (410.) selbst seinen Grimm fühlen ließ. Doch blieben die Sieger nach Alarichs Tode nicht in Italien, sie gingen nach Gallien zurück, und stifteten ein Reich, dessen Gränzen Rhone und Ebro wurden.

Ihnen zunächst an der Rhone setzten sich Burgunder, eine christlicharianische Nation wie ihre Nachbarn die West-Gothen, und lange behielt neben beyden in Gallien immer noch ein römischer Statthalter Raum, dessen Entschlossenheit vereinigt mit dem Muthe der West-Gothen, den schrecklichen Einfall des hunnischen Helden Attila (451.) hemmte, gegen welchen die Beredsamkeit des römischen Bischofs Leo Italien schwerlich zum zweytenmahl gerettet haben würde.

Britannien war unglücklicher. Um gegen die

Einfälle der wilden Bewohner des nördlichsten Theils der Halbinsel den Schutz zu bekommen, welchen ehedem römische Legionen gewährt hatten, rief der entnervte Britte Sachsen und Angeln herbey. Die Seeräuber schützten ihn (449.) auf kurze Zeit, bis endlich gerade durch diese Beschützer der alte Einwohner mit seiner christlichen Religion in die Walliser Gebirge getrieben wurde.

Italien selbst war kaum ein Jahr länger römisch als Britannien. Barbarische Miethvölker, deren bezahlte Tapferkeit ohnedieß längst noch der einzige Schutz des alten Einwohners gewesen, riefen (476.) einen ihrer Feldherrn Odoacer zum Könige aus, und dieser behauptete sich siebzehn Jahre lang, bis der Ost-Gothe Theoderich seiner Herrschaft ein völliges Ende machte.

Dieser muthige Heerführer der Gothen, welche nach Abzuge der Westgothen, in Mösien sich niedergelassen, hatte in Constantinopel römische Kriegskunst und andere römische Kenntnisse gelernt, und selbst ermuntert vom byzantinischen Kaiser, der ihn aus seiner Nachbarschaft wünschte, gieng er nach Italien, und eroberte in drey Jahren (490-492.) den ganzen Besitz desselben.

Indeß aber in Italien durch Theodorichs Regentenklugheit das blühendste und mächtigste Reich emporstieg, so vertilgte (486.) einer der fränkischen Chane, Chlodowich, auch den letzten Überrest der römischen Oberherrschaft in Gal-

lien, und gründete ein Königreich, daß nicht minder ausgedehnt und angesehen war, als Theoderichs.

So hatte also der ganze Occident seine Herren gleichsam gewechselt. Was noch im letzten Viertel des vierten Jahrhunderts unter einem Herrn stund, theilte sich ungefähr in fünf große Reiche. Italien gehörte den Ost-Gothen, an sie schloß sich diesseits der Alpen das Reich der Franken und Burgunder an: mächtiger als die letztern waren die West-Gothen, welche einen beträchtlichen Theil von Gallien und Spanien besaßen; eine kleine Ecke des letztern war Suevisch, und Africa seufzete unter der Regierung der Vandalen. West- und Ost-Gothen waren zwar Christen, ehe jene Spanien und diese Italien eroberten, aber sie waren Arianer. Wenn also schon ihre Eroberung für die Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion nicht besonders wichtig scheint, so ist sie es doch in Rücksicht auf die innere Verfassung der Kirche. Burgunder wandten sich gleich beym Anfang ihrer Besitznehmung in Gallien zum Christenthum. Von Vandalen und Sueven ist ungewiß, wie und wann sie Christen geworden, aber die Bekehrungsgeschichte von Chlodowich ist eben so bekannt, als sie zugleich zum Beweise dient, wie Könige damals christlich wurden.

Das bloße Zureden seiner christlichen Gemahlinn, einer burgundischen Prinzessinn, hätte auf den wilden Eroberer wenig gewirkt, wenn er

nicht bey Zülpich, in der Schlacht gegen die Alemannen, erfahren zu haben geglaubt hätte, daß der Christengott der siegreichste Gott sey, und die Eilfertigkeit der Bischöfe ihn sogleich zu taufen war auch (496.) für den größten Theil seiner Nation sehr einladend.

Die einzigen Irrländer sind in diesem Zeitalter durch ordentliche Missionen bekehrt worden, welche der römische Bischof Cälestin schickte. Ihr Apostel hieß Patricius, aber er war Apostel wie die meisten dieses Zeitalters. Er log Wunder, brauchte Drohungen und Versprechungen, predigte eine christliche Religion, wie sie ungefähr solchen Völkern nicht ganz widrig scheinen mußte, und gewöhnlich war der erste Hauptnutzen einer solchen vermeinten Bekehrung nur dieser, daß eine Hierarchie errichtet wurde, deren fortdaurende Wirkung erst zur Humanisirung und endlich zur Christlichwerdung der Nation nicht wenig beytrug.

So hat also die christliche Religion, durch die Eroberungen dieser sogenannten barbarischen Völker, im Occident nichts an Ausdehnung ihres Gebieths verloren; sie gewann vielmehr, das einzige England ausgenommen.

§. 24.

Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion im sechsten Jahrhunderte.

Sehr viel unbeträchtlicher ist die Geschichte

der sogenannten Bekehrung mancher asiatischen Heerden im fünften und sechsten Jahrhunderte. Von Abasgern, Alanen, Lesgen hat man zwar Nachricht, daß sie größtentheils durch Justinians Bemühung gewonnen wurden, aber ob sie nicht etwa sogleich wieder abfielen, ob vielleicht nicht bloß der König zur christlichen Religion übertrat? ob ihre Bekehrung mehr war als Annahme gewisser christlichen Gebräuche?

Im Occident ist vorzüglich die neue Blüthe der christlichen Religion in England merkwürdig. Der römische Bischof Gregor der große, durch zufällige Umstände ermuntert, brannte von Begierde die heidnischen Engländer zu bekehren, und da bey den fränkischgallischen Bischöfen alle Missionariusbegierde erloschen war, so gewann er endlich (596.) an einem römischen Abt Augustin den ehrgeitzigunverdrossenen Mann. Dieser zog mit ungefähr vierzig Benedictiner-Mönchen nach England, ließ Statt des Paniers ein silbernes Kreuz vortragen, und hielt mit großem Gepränge seinen Einzug. Der König war schon zum voraus durch seine Gemahlinn gewonnen, hörte ihn sehr geneigt, und wenn er ihm schon nicht die Zerstörung der Götzentempel erlaubte, so gestattete er doch, daß, Statt der Götzen, Bilder der Heiligen in die Tempel gesetzt werden durften. Augustin pflanzte eine neue christliche Kirche in England, aber selbst die Überwindung des angelsächsischen Heidenthums machte ihm nicht so viele Schwierigkeiten, als die Verähnlichung der alten Christen, welche er als Überrest der

brittischen Kirche fand. Diese wußten nichts von einem mächtigen Bischof in Rom, auf dessen Befehl sie ihre alte Kirchengebräuche zu ändern hätten, diese kannten die Gattung von Mönchen nicht, von welcher Augustin war, und behaupteten mit der festesten Anhänglichkeit an Alterthum ihre christlichorientalische Sitten gegen den römischen Missionarius.

§. 25.

In allen europäischen Reichen, in welche sich der große römische Occident getheilt hatte, entwickelte sich die christliche Religion immer mehr und gewann immer mehrere Anhänger, so wie die Nation, welche sie in denselben festgesetzt hatte, nach und nach gebildeter wurde. Das einzige Italien hatte das Unglück, daß das ostgothische Reich, dessen kluge Regierung dem verödeten Lande sehr nützlich war, nach einer ungefähr sechzigjährigen Dauer gestürzt wurde. Zwar waren anfangs Justinians Feldherrn die Sieger, aber kaum waren diese ein Paar Jahre Herren von Italien, so brachen die größtentheils heidnischen Longobarden in den obern Theil ein, und wütheten anfangs mit unerhörter Grausamkeit gegen die Christen. Endlich wurde auch dieser König gewonnen. Autharis ward zwar erst Arianer, aber schon seinen Nachfolger machte eine Vermählung mit einer bayerischen Prinzessinn vollends orthodox.

So glücklich schnell ging die Verfolgung nicht

vorüber, welche die Christen in Persien ausstehen mußten. Wenn es wahr ist, was römische Schriftsteller von den Grausamkeiten des Königs Cosroes erzählen, so muß er einer der tobendsten Verfolger der Christen gewesen seyn, und den Grimm, welchen er über den siegreichen Justinian nicht ausgießen konnte, ganz über die Religionspartie desselben ausgeschüttet haben.

Beynah sechsthalb Jahrhunderte waren es nun seit dem diese neue Lehre, aus einem kleinen Striche Landes an der phönicischen Küste fast über die ganze damals gekannte Welt sich verbreitet hatte: schon in ihrem vierten Jahrhunderte hatte sie fast in allen Ländern einige Freunde, in welchen sie in der Mitte des sechsten Jahrhunderts herrschend war. Ihr beständig weiterer Fortgang schien von allen Seiten gesichert zu seyn, da sich nun der größte Theil der occidentalischen Könige zu derselben bekannte, im Orient nicht nur Christenthum sondern fein ausgesonnene Orthodoxie herrschte und fast überall die Hierarchie in die ganze Staatsverfassung sich verflochten hatte.

Wie ein Ungewitter, das plötzlich am heitern Himmel heraufsteigt, bricht Muhammed (622.) aus seiner arabischen Wüste hervor, es vergeht kein Jahrhundert der nachfolgenden Periode, so sind der christlichen Religion mehr als die Hälfte ihrer schönsten Besitzungen und fast unwiederbringlich entrissen.

Geschichte der äußern Verfassung der Kirche, vorzüglich der Hierarchie.

§. 26.

Römischer Partiarch.

Ungefähr acht bis zehn Bischöfe hatten sich am Ende der vorigen Periode über alle ihre Collegen so gehoben, daß diese in einer gewissen Subordination gegen sie stunden, deren Gränzen so ungewiß waren, als sie bey jeder durch individuelle Veranlassungen und Observanz entstandenen Verfassung zu seyn pflegen. Rom, Alexandrien und Antiochien waren die vornehmsten unter diesen zehn vornehmern Bischöfen, und (325.) gleich auf der ersten oekumenischen Synode zu Nicäa wurden ihnen ihre bisher genossene Vorrechte bestätigt; der Bischof von Jerusalem erhielt wenigstens ihren Rang.

Wie schon die Anstalt der Provincialsynoden der ersten Entwicklung des hierarchischen Systems sehr förderlich gewesen, so wurde Vollendung desselben noch viel mehr durch oekumenische Synoden beschleunigt; Synoden, welche der Kaiser selbst an alle Bischöfe seines Reichs theils unmittelbar theils mittelbar ausschrieb, bey deren Sitzungen entweder er selbst oder seine Minister gegenwärtig waren, deren Schlüsse durch sein Ansehen in Reichsgesetze verwandelt wurden.

überhaupt war, seitdem selbst der Kaiser ein Christ geworden, der christliche Bischof ein viel wichtigerer Mann als vorher, der Einfluß der Großen unter ihnen auf den ganzen Zustand der Regierung viel bedeutender, und bey diesen eben deßwegen auch die Begierde viel reger, ihrer Kirchenverfassung die Form und Bestimmtheit der weltlichen Verfassungen zu geben, welche sie kannten. Der freye Zutritt zu der Person des Kaisers oder des Statthalters, die vermehrten Reichthümer ihrer Kirche, der große Haufen von Geistlichen, der nach und nach unter ihnen stund, die mannigfaltigen und oft so spitzfindigen Religionsstreitigkeiten, in welche sie verwickelt wurden, daß alles nebst noch mehreren Umständen traf zusammen, ihnen in kurzem eine nach der ersten Kirchenverfassung fast unkennbare Oberherrschaft zu verschaffen.

Unerwartet bekamen diese drey vornehmsten an einem vierten dem Bischof von Constantinopel einen sehr mächtigen Nebenbuhler, der alle die Vortheile zum Theil noch reichlicher benutzen konnte, wodurch sie sich gehoben hatten, und gewiß unter allen am ehesten Papst geworden wäre, wenn irgend ein Residenzbischof bis zum vollendeten Papst nicht nur für sich emporsteigen, sondern seine ganze Würde erheben könnte. Schon (381.) auf der Synode von Constantinopel wurde die Verordnung gemacht, daß der Bischof von Neurom sogleich nach dem von Altrom den Rang haben solle, und (451.) auf der Synode zu Chalcedon, wurde ihm endlich auch ein sehr ansehn=

licher Sprengel durch Unterwerfung von Thracien, Kleinasien und Pontus bestimmt.

Die Geschichte der großen Hierarchie ist während dieser Periode fast nichts als Geschichte der unauslöschlichen wechselsweisen Eifersucht dieser vier großen Prälaten, ihrer glücklichen und unglücklichen Versuche, alleiniger Monarch zu werden und mit dem Ansehen eines Monarchen den dogmatischen Sprachgebrauch zu entscheiden.

Dem Bischof von Rom gelang es nur selten, er bekam in dieser Periode die empfindlichste Stöße. Auf der Synode von Nicäa wurden zwar seine durch Observanz erhaltenen Vorrechte bestätigt, er erhielt nachher bestimmter den Primat über diejenigen Kirchen, welche sonst in bürgerlichen Dingen der Jurisdiction des Vicarii Urbis unterworfen waren, aber damit war er nicht mehr geehrt als die Bischöfe von Alexandrien und Antiochien, welchen ein noch ausgedehnterer Primat zugestanden wurde. Sein ganzer Vorzug war Rang vor den übrigen. Bald hätte man gern aus dem Rang ein gewisses Apellationsrecht hergeleitet, und die Zeiten schienen anfangs nicht ungünstig. Der Orient und besonders Alexandrien wurden von meletianischen und arianischen Streitigkeiten äußerst zerrüttet, wer war aber bald gutmeinender, bald ehrgeitziger Freund und Retter der unterdrückten Partie als der Römische Bischof? Bischof Damasus erhielt schon im Jahre 378 ein kaiserliches Privilegium, auch Streitigkeiten schlichten zu dürfen, welche nicht

gerade in seiner Diöcese vorfielen, Appellationen anzunehmen, wenn man mit der Sentenz eines andern Metropoliten nicht zufrieden war, und um sich die Kenntniß fremder Diöcesen zu erleichtern, zu solchen Appellationen zu reitzen, ernannten er und seine Nachfolger oft in den entferntesten Provinzen Vicarien, da auch bald ein wiederhohltes Gesetz Kaiser Valentinians denselben aufs neue begünstigte, so gab Siricius die ersten Decretale. Schreiben, wie seine Vorgänger öfters an italiänische Bischöfe hatten ergehen lassen, schickte er an Bischöfe fremder Provinzen.

Wie die arianischen Händel eine schöne Gelegenheit waren, den Bischof von Alexandrien in Verbindlichkeit zu setzen, so gab es bald ähnliche Veranlassungen in Rücksicht auf den constantinopolitanischen Stuhl. Bischof Johann Chrysostomus, gegen den sich sein eigener Clerus, die beleidigte Gemahlinn des Kaisers, und der ungerechtargwöhnische Theophilus von Alexandrien verschworen, wo hätte er gegen alle diese Feinde Hülfe finden sollen, als bey dem Bischof zu Rom? In den nestorianischen und monophysitischen Unruhen wurde der Sieg erst über den constantinopolitanischen, dann über den alexandrinischen Bischof noch größer und Leo der große, der die Kunst sich am Hofe, selbst unter dem kaiserlichen Frauenzimmer, Verbindungen zu machen und zu erhalten vortrefflich verstund, genoß die Freude vollkommen, besonders durch Bestimmung einer Orthodoxievorschrift, seine ehrgeitzigen Absichten

zu befriedigen. Doch gerade in eben demselben Zeitpuncte, da er über seinen furchtbarsten Gegner den Alexandriner triumphirte, wuchs ihm zum äußersten Ärger der Bischof von Constantinopel als Nebenbuhler herbey.

So ist in diesem ganzen Zeitalter die Geschichte des römischen Bischofs ein beständiger Wechsel von Gelingen und Mißlingen, von Erhebungen und Demüthigungen, und unter den letzten sind manche feyerliche Prostitutionen, zu welchen die römischen Bischöfe sehr oft durch Ignoranz gebracht wurden. Sie sollten die spitzfindigen Streitfragen entscheiden, die man im Orient über die Lehre von der Person Christi aufwarf, und verstunden doch gewöhnlich kein Griechisch, waren oft der Philosophie, des besondern philosophischen Sprachgebrauchs unkundig, welche zu einer solchen Streitfrage Gelegenheit gaben. Nicht selten war es auch menschliche Schwäche, welche den römischen Bischof eben so fallen ließ, wie der alexandrinische oder constantinopolitanische fiel. So ging (358) Liberius zu den Semiarianern über, weil er nicht Stärke der Seele genug hatte, bey der einmahl ergriffenen Partie der Athanasier zu bleiben. Aus Unwissenheit billigte Zosimus (417) die Lehren der Pelagianer, und erst nachdem er nähere Belehrung aus Afrika erhält, besinnt er sich eines bessern. Hormisdas, der die große Streitfrage der Orientaler mißverstund, ob einer aus der Dreyeinigkeit gelitten habe, verlor durch seine Entscheidung den Ruhm der Orthodoxie selbst bey seinen Nachfolgern; und was that nicht

Vigilius, da der unglücklichfriedfertige Justinian die Schriften dreyer längst verstorbener und zu Chalcedon als orthodox erkannter Bischöfe für ketzerisch erklärte? In der einen Hälfte der Streitigkeit zeigte er Mangel an Kenntnissen, in der andern Mangel an Charakter; er war ein Kind, das in der Angst nicht weiß, was es thun soll, und denn gerade immer das Ungeschickteste thut.

So waren die römischen Bischöfe vorzüglich unglücklich am Ende dieser Periode, sie sollten durchaus für Wahrheit und Orthodoxie halten, was im kaiserlichen Cabinet zu Constantinopel für orthodox gehalten wurde und dort war doch die Orthodoxie so wandelbar und so partheyisch, wie gewöhnlich Cabinetsorthodoxie zu seyn pflegt. Rom gehörte zum Exarchat, wenn also der römische Bischof den Befehlen des Kaisers nicht gehorchen wollte, so hohlte man ihn nach Constantinopel herüber, und behandelte hier den ersten Bischof der Christenheit mit dem erniedrigendsten Despotismus, oder es erging ein Befehl an den kaiserlichen Statthalter in Italien, welchen dieser mit größter Freude als eine Gelegenheit Geld einzuernten ansah. Der größte Theil der übrigen occidentalischen Bischöfe fragte aber gar nicht darnach, was mit Kaiser Justinians Begriffen übereinstimme oder nicht. Justinian hatte ihnen nichts zu befehlen, sie gehörten zur westgothischen, fränkischen, burgundischen, longobardischen Oberherrschaft. Sie erklärten also den römischen Bischof geradehin für einen Ketzer, trennten sich ganz von ihm, wann er sich so sehr

nach der morgenländischen Hoftheologie richtete. Wie freute sich Gregor der große, der die Reihe römischer Bischöfe in dieser Periode schließt, wenn er es dahin brachte, daß man ihn nicht verketzerte; er wollte es gern tragen, daß andere nicht so dachten wie er, nur möchten sie ihm seine Meinung nicht zum Verbrechen machen. Wer hätte hier prophezeyen mögen, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo sich alle Könige und Bischöfe unter den Fuß des römischen Oberpriesters würden schmiegen müssen?

§. 27.

Patriarch von Constantinopel, Alexandrien und Antiochien.

Weit günstiger waren dem ersten Scheine nach alle Umstände für den Bischof von Constantinopel. Dort kamen gewöhnlich gelehrtere, thätigere Männer auf den Stuhl, ihre Gemeine litt keine solche Revolutionen, wie die römische bey Alarichs und Genserichs Einbruch in Italien, ihr Einfluß bey Hof und ihre Localkenntniß aller dortigen Verhältnisse schien selbst für die übrigen Bischöfe bis zur gefälligen Schmeicheley wichtig. Unstreitig ist auch für das erste Wachsthum eines solchen kleinen Herrn, als ein Bischof war, Nähe bey der Person des Regenten ein höchst erwünschter Vortheil, aber eben dieselbe wird unüberwindliches Hinderniß, so bald sich der kleine Herr nach und nach in eine völlige Unabhängigkeit hinaufarbeiten will. Die Systeme bey Hofe

sind zu abwechslend, daß er nicht oft darunter leiden sollte, jeder seiner Schritte und Versuche wird gar zu schnell bekannt, kann gar zu sehr in der Nähe geprüft werden, und der Kaiser hatte immer Mittel genug, stolzgewordene Bischöfe zu demüthigen. Dem Bischof von Constantinopel machte überdieß die große Menge fremder Bischöfe, welche sich stets am kaiserlichen Hofe aufhielten, manchen empfindlichen Verdruß. Sie wußten sich gewöhnlich noch besser als er die Gnade des Hofes zu gewinnen, sie reitzten den Kaiser und die Minister gegen ihn, und suchten sich dadurch den Weg zu bahnen, selbst auf den Stuhl des zweyten Bischofs der Christenheit zu gelangen. Während daß Chrysostomus mit der Reforme einiger kleinasiatischen Gemeinden beschäftigt war, überläßt er sein Amt einem solchen Gaste, dem syrischen Bischof, Severian, und dieser verhetzt Hof und Gemeine gegen seinen Wohlthäter. Bey allen Unruhen, welche der Nestorianismus zu Anfange des fünften Jahrhunderts in Constantinopel erregte, waren diese fremden Bischöfe immer voran, und weil jeder auch von den geringern Geistlichen immer doch seine Verbindungen bey Hofe und unter den Ministern hatte, so konnte der Bischof auch im Kampfe gegen diese nie fertig werden. Erst seit der Synode von Chalcedon fängt der Bischof von Constantinopel an, selbst im Verhältnisse gegen den römischen recht mächtig zu werden: er benutzte die Gelegenheiten, bey den ewig währenden Glaubenszänkereyen besonders der Syrer und Egyptier nach und nach ein richterliches Ansehen zu gewinnen, und Acacius

war theils an weiser Liebe des Friedens theils an schlauer Kunst, die Hofgesinnungen zu lenken, seinen Gegnern den römischen Bischöfen weit überlegen. Doch da Justin und Justinian in Constantinopel zur Regierung kamen, so war bey der entschiedenen Parteylichkeit dieser beyden Regenten für den römischen Bischof und bey ihrer eben so entschiedenen unlenkbaren Gewaltthätigkeit alles weitere Emporsteigen des Bischofs von Constantinopel unmöglich. Die Bischöfe von Rom sahen es zu Ende des sechsten Jahrhunderts als Beweis eines besondern Stolzes der Bischöfe von Constantinopel an, daß diese sich den Titel Episcopus oecumenicus geben ließen. Wie unbekannt doch ein gewöhnlicher Sprachgebrauch von Constantinopel zu Rom gewesen seyn muß!

Keiner aller Patriarchen aber zeigte sich diese ganze Periode hindurch gewaltthätiger als der von Alexandrien, und keiner war auch so unversöhnlicher Gegner gerade seines byzantinischen Collegen als dieser. Ihn hatte auch zunächst der Vorzug gekränkt, welcher auf der Synode im Jahre 381 dem kaiserlichen Residenzbischof eingeräumt worden, und zwey solcher Männer, wie Bischof Theophilus und Bischof Cyrillus, welche fast volle sechzig Jahre (385—444) mit allem Eifer eines Familieninteresse und eines Partiegeistes einem Plane treu blieben, konnten sich eine fast despotische Macht erwerben, die aber gerade weil sie eben so gewaltthätig behauptet als erworben wurde, schon unter dem Nachfolger Dioskurus fallen mußte. Dem Theophilus

war es gelungen, den frommen Johann Chrysostomus zu stürzen, und sein Neffe, der Calenderheilige, Cyrillus erhielt einen noch vollständigern Sieg über Nestorius, aber Dioskurus fand an dem römischen Bischofe Leo einen Gegner, welchen erste unglückliche Versuche nicht muthlos machten. Die Synode von Chalcedon setzte den Dioskurus ab, und das Ansehen des alexandrinischen Stuhls, dessen Bischöfe seit Athanasius sich immer behauptet hatten, litt hiebey mehr als in einer Beziehung. Sie verloren nicht nur ihre bisherige Überlegenheit in öffentlichen Verhandlungen der morgenländischen Kirche, sondern die Gemeine theilte sich auch in mehrere große Partien, und wurde durch beständige innerliche Kriege geschwächt, bey welchen sich alle Grausamkeit der Religionskriege, und bürgerlichen Kriege vereinigte. Nie heilte diese Wunde der alexandrinischen Kirche. Die letzte Hälfte des fünften und das ganze sechste Jahrhundert verflossen unter abwechslend versuchten Friedensvereinigungen der verschiedenen Partien. Jedes irenische Project veranlaßte immer nur eine neue Partie; durch anderthalbhundertjährige Zänkereyen waren die Köpfe nicht kaltblütiger, sondern immer nur erhitzter geworden, bis endlich die Araber Egypten überschwemmten, und die christliche Kirche dieser Provinz in die drückendste Sclaverey gerieth.

Eben das Schicksal traf Antiochien. Nie hat zwar dieser Patriarch eine der ganz ersten Rollen unter seinen Collegen gespielt, wie der von

Rom und Alexandrien, nie war daselbst, was Zufall gewesen seyn muß, ein Mann von ausgezeichneter Thätigkeit Bischof geworden, und immer sammelten doch auch hier die schismatischen Parteyen der alexandrinischen Kirche ihre eigenen Haufen, bis endlich die Eroberung der Araber auch hier durch allgemeine Unterdrückung ein Ende machten.

§. 28.

Mönchswesen im Orient und Occident.

Schon seit dem Ende des zweyten Jahrhunderts gab es auch christliche Asceten und christliche Eremiten, Christen, welche nach syrisch-egyptischem Temperamente und Sitten die willkührlichsten Selbstverläugnungen wählten, und vielleicht selbst auch durch die damahls herrschenden Verfolgungen weiter veranlaßt, losgerissen von aller menschlichen Gesellschaft in Einöden sich flüchteten. Der Mensch, den weise Abwechslung von Einsamkeit und Gesellschaft bildet, wird in der Einöde zum Thier, und diese Heiligen beschleunigten die Metamorphose, weil sie sich wenigstens den Teufel zum Gesellschafter in die Einöde mit nahmen. Antonius brachte zuerst (305) einige Milderung in diese traurige Kunst fromm zu werden, er beschränkte die witzige Mannigfaltigkeit ihrer frommen Übungen durch gewisse Vorschriften, er veranlaßte sie ihre Wohnplätze in der Nähe unter einander aufzuschlagen, um wenigstens unter einander sich in Gebethsübungen und Bedürfnissen dieses Lebens wechselsweise Hülfe

geben zu können. Ein anderer Egyptier Pachomius, errichtete (340) gemeinschaftliche Gebäude, wo die Asceten unter Aufsicht zusammen leben sollten, er schrieb ihnen eine bestimmte Lebensart vor, welche bey ihm doch noch größtentheils vernünftiger war, als bey manchem seiner Nachfolger. Religionsunterricht und Gewinnung ihres Lebensunterhalts waren ihre Hauptbeschäftigung; zu dem letzten brauchte es nicht viel Arbeit, weil Fasten, dessen die Natur in so heißen Gegenden vorzüglich fähig ist, eine ihrer angelegentlichsten Religionsübungen war. In Kurzem vermehrte sich ihre Anzahl so sehr, daß allein in Egypten über funfzig tausend sich befanden, theils Mönche theils Nonnen, daß eine Wohnung solcher Cönobiten oft ihrer mehrere tausende faßte, daß endlich nicht leicht ein Mann von Frömmigkeit, nicht leicht ein Bischof von Ansehen war, der nicht eine Zeitlang unter diesen frommen Laien gelebt, seine erste Erziehung bey ihnen genossen. Niemand wurde nehmlich damahls durch ein unwiederrufliches Gelübde an sein Klosterleben gebunden, niemand wurde auch selbst, so lang er Mönch seyn wollte, gerade an eine gewisse Regel gebunden. So viel strenger auch ihre Lebensart war, als in der Folge jene der occidentalischen Mönche, so viel ungebundener war doch im Ganzen ihre Freyheit. Egypten und Syrien und Pontus blieben beständig ihr Hauptwohnplatz, schon in Kleinasien fanden sie weniger Beyfall, und noch weniger in Europa. Das kältere Klima Italiens und Frankreichs war einem solchen Fanatismus zu wenig günstig, syrischegyptische Diät dort un-

möglich und vielleicht auch das Land im allgemeinen zu gleichförmig bevölkert.

Das Mönchswesen würde in Europa nie herrschend geworden seyn, wenn nicht Benedict von Nursia in der Mitte des sechsten Jahrhunderts demselben eine ganz andere Einrichtung gegeben hätte. Er hob die herumschweifende Lebensart der bisherigen Mönche auf, er machte es zum Gesetz, daß man sich für seine Regel auf ewig verpflichten mußte, und wenn er schon in seinen Cönobien auch die Beobachtung der orientalischen Mönchsregeln gestattete, so erlaubte er doch keinen Übergang von seiner Regel zu diesen. Handarbeit, Gebeth und Studieren, wozu auch Unterweisung der Jugend gehörte, waren die drey Geschäfte, in welche er seinen Mönchen den Tag eintheilte, und die Handarbeit dieser Mönche war der ganzen damahligen Beschaffenheit der occidentalischen Provinzen sehr nützlich, da sie verödete Länder urbar zu machen, Moräste auszutrocknen, Wälder auszureuten suchten. Monte Cassino war der erste Sitz dieses Wohlthäters seines ganzen Zeitalters, und noch in dieser Periode breitete sich dieser Orden besonders durch die Bemühungen des römischen Bischofs Gregor nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich und England aus. Man kann bey der so sehr veränderten Einrichtung dieser neuen Mönchsorden leicht voraussehen, wie ihr Einfluß auf Staat und Kirche von demjenigen ganz verschieden seyn mußte, welchen die orientalischen Mönche hatten. Die waren nicht viel besser als ein Frey-

corps, das sich bald von diesem bald von einem andern brauchen ließ, daß wie jede aufrührerische Partie vorzüglich durch seine Menge und Kühnheit bedeutend ist, und alsdann fast allein auch dadurch dem Volke seinen Fanatismus mitzutheilen weiß.

Dem Benedictiner, der sich durch schwere Handarbeiten abmatten mußte, vergieng die Lust zu solchen schwärmerischen Projecten: auch diejenigen, welche zum Studieren vorzüglich bestimmt waren, hatten keine Muße solchen Ideen nachzuhängen, denn auch ihr Studieren war zum Theil Handarbeit, der Benedictiner schrieb Codices ab, wenn sich der orientalische Mönch bloß in der Beschauung übte. Nicht nur Wissenschaften sondern vorzüglich auch Künste und Handwerker blühten nirgends so sehr wie in Benedictiner-Klöstern, und von hieraus verbreiteten sich die Kenntnisse für die Befriedigung der Bequemlichkeiten und Nothwendigkeiten des Lebens. Sie waren bald die einzigen Männer von Kenntnissen, welche der Occident hatte, sie wurden daher auch an die Höfe der Könige gezogen, wo sie als Canzler und Räthe in Kurzem alles unter ihre Gewalt bekamen. Doch stunden sie noch in dieser und einem Theile der nachfolgenden Periode beständig unter Jurisdiction der Bischöfe, der größte Theil derselben waren nur Laien, hatten also kein Recht an Kirchengütern, und bey ihren eigenen Besitzungen kein Recht an Freyheiten der Kirchengüter.

§. 29.

Verhältniß der Kirche und der großen Hierarchen zum Staat.

Das Verhältniß der Kirche zum Staat war in der jetzigen Periode noch viel weniger durch gewisse beständiggeltende Gesetze bestimmt, als das Verhältniß der großen Bischöfe zu ihren übrigen Collegen, und wurde im Orient noch häufiger nach Launen und abwechslenden Verordnungen der Kaiser verändert.

Als Constantin Herr vom römischen Reiche wurde, so war bei den glänzenden Wohlthaten, womit er die Kirche überhäufte, die Freude außerordentlich groß. Die Kirchendiener, und nicht nur die vornehmen sondern auch die geringeren wurden von der Verbindlichkeit freygesprochen, öffentliche Ämter anzunehmen. Der rechtgläubigen Kirche sollte man im Testamente so viel vermachen dürfen, als man wollte. Jede Partie sollte ihren Prozeß mit Verwerfung der weltlichen Gerichtsbarkeit vor den Bischof bringen können, sein Ausspruch gleich dem Ausspruche des Kaisers sollte allen übrigen vorgehn. Vor dem Bischof sollte die Freylassung eines Leibeigenen ohne viele Weitläufigkeit geschehn; aber erst mühsamumständlich vor einem weltlichen Gerichte. Die Freylassung sollte so gar alsdann schon gelten, wenn sie einem Geistlichen schriftlich ohne alle weitere Zeugen und ohne besonders bestimmte Worte vorgezeigt wurde. Nichts war einer

gewissen damahls herrschenden Frömmigkeit mehr entgegen, als die römischen Gesetze gegen die Ehelosigkeit, diese wurden also aufgehoben, so sehr auch ein wichtiger Theil des öffentlichen Wohls darauf beruhte. Constantin selbst war Schmeichler und Despot der Bischöfe; nicht der einzige Fall in der Geschichte, daß beides in einem zusammentrifft. Die kurze unglückliche Periode, da ihnen Julian alle ihre Rechte wieder nahm, konnte kaum in einigen Betracht kommen. Die Kirche erhielt nach dieser schnell vorüber eilenden Trübsal mehr Ehre als vorher, die großen Bischöfe erhielten nach und nach völlig gleiche Vorrechte mit den großen Statthaltern, um so unvermeidlicher aber mengte sich der Kaiser in die Bischofswahlen, und die Besetzung der großen Stellen hing fast einzig von seiner Willkühr ab.

§. 30.

Besonders politisches Verhältniß des römischen Bischofs.

Im Occident ist besonders das Verhältniß des römischen Bischofs zum Herrn von Rom und zum Könige von Italien sehr merkwürdig. Ungeachtet aller Ehre, welche der römische Bischof bisweilen genoß, blieb er doch immer Unterthan. Seine Einwilligung, wenn öcumenische Synode zusammengerufen werden sollte, war nicht vorzüglicher nöthig als die Einwilligung der übrigen Patriarchen, und es war nicht so-

wohl Einwilligung als Antwort auf eine geschehene höfliche Notification oder auf ein vorgängig abgefodertes Gutachten. Manchmal mußte der römische Bischof noch lange bitten, bis der Kaiser endlich aus allen Provinzen seines Reichs eine Synode zusammenrief. Dem Kaiser oder seinem Statthalter mußte er vor Gericht stehen, sich wie jeder andere Minister zu Verschickungen und Untersuchungen brauchen lassen. Kann aber eine übertragene Commission als Beweis eigener Macht gelten? Mancher von ihnen sprach oft wohl auch bey feyerlichen Gelegenheiten mit einer solchen biblischen Phraseologie, als ob nichts auf Erden über ihn sey; und wenn sollte es wohl einem solchen frommen Stolze hie und da auch an Schmeichlern fehlen? Aber es wäre unbillig gegen den römischen Bischof, solchen einzelnen Äußerungen mehr zu glauben als demjenigen, was aus dem ganzen Tone seines übrigen Betragens und aus der unverkennbarsten Harmonie aller Documente des ganzen Zeitalters erhellt.

Unter der ostgothischen Regierung war der römische Bischof fast noch weniger geachtet als unter der römischen. Wie Belisars und Narses Waffen dem morgenländischen Kaiser das Exarchat eroberten, so war er wieder nichts weiter als Unterthan von diesem, und Justinian übte besonders an Vigilius sein Regentenrecht auf eine sehr grausame Art aus. Ungefähr funfzig Jahre, eh Vigilius wie ein Delinquent zu Constantinopel mißhandelt wurde, soll zu Rom der

Satz gestellt worden seyn, daß der Papst außer Gott keinen Richter habe.

§. 31.

Staatsverhältniß der Kirche im fränkischen Reiche.

Im fränkischen Reiche schien sich in dieser Periode noch wenig zu zeigen, welchen Einfluß die Bischöfe auf den Staat hatten. Die Regierung Chlodowichs war gar zu sehr fast einzig militärisch, also Despotismus von der schlimmsten Gattung. Was der Bischof (Gottlob damals selbst noch nicht Soldat!) von dem König erhalten wollte, mußte er erschleichen oder durch Bitten gewinnen. Auf der Synode zu Orleans (511) handelte Chlodowich nach seiner ganzen königlichen Macht; er rief die Bischöfe zusammen, und schon der Inhalt der Canonen zeigt, daß außer dem Clerus eine höhere Macht dabey gesprochen. Unter den beständigen Zwistigkeiten der mehreren Söhne und Nachfolger Chlodowichs, war wieder nicht der beste Zeitpunct, wo die Bischöfe aufkommen konnten, sie erhielten zwar nach und nach manche kleine Vortheile, ihre Einkünfte, die Güter der Kirche wurden gesicherter, das öftere Synodenhalten gab Gelegenheit zu politischen Verabredungen, die Könige machten auch sehr ansehnliche Klosterstiftungen, hie und da stieg ein einzelner Bischof zu vorzüglichem Ansehn, aber alles dieses, auch in seinen vereinigten Wirkungen betrachtet, konn-

te bey einem Volke, das noch so roher Sitten war, als damals die Franken, dem Geistlichen und den Gütern der Kirche kaum die nöthige äußere Sicherheit verschaffen.

Anders war es bey den West-Gothen in Spanien, weil dort die Nation nicht nur früher Cultur und festgeordnete Verfassung bekam, sondern auch zum Vortheil des Priesterregiments historische Veranlassungen zusammentrafen, wie man sie höchst selten beysammen findet. Nach einer hundert und siebzigjährigen Regierung arianischer Könige kam Reccared auf den Thron, der (589) zur katholischen Religion übertrat, und seinen Übertritt durch Wohlthaten gegen den katholischen Clerus zu bewähren suchte. Sein Recht zur Krone war wie das Recht mehrerer seiner Nachfolger zweydeutig, also war bischöfliche Salbung und Krönung nothwendig, um vor den Augen des Volks als Gottgeweihte zu erscheinen. Der König demüthigte sich vor dem Clerus, um durch denselben die angesehensten Familien sich verbindlich zu machen, das Volk in Schranken zu halten. Seine Gesetze wurden auf den Synoden des Clerus verbessert, und oft warf sich der König vor der versammelten Geistlichkeit seines Reichs demüthigbittend zur Erde nieder. Selbst der Adel mußte endlich unter das Joch der Hierarchie, und das alles wurde ohne Rath oder Hülfe des römischen Oberpriestes ausgeführt.

Wenn man die Geschichte des Verhältnisses

der Kirche zum Staate in den verschiedenen neuen Reichen, welche sich in dieser Periode in Europa bildeten, mit einem Blick übersieht, so zeigt sich, daß die Bischöfe in denjenigen Staaten, wo Arianismus die herrschende Religion war, nie zu sehr großem Ansehn gelangten. Unter ihnen war nicht die Eintracht, nicht der rege Geist von Conföderation, der den katholischen Clerus beständig in Bewegung setzte; nicht das unaufhörliche Synodenhalten, durch welches der katholische Clerus allen einzelnen Angelegenheiten so sinnreich ein allgemeines Interesse gab, und so schöne Gelegenheit erhielt, Staatssachen und Kirchensachen vermischt abzuhandeln. Der katholischen Partie gab selbst auch das beständige Correspondiren mit ihren Brüdern in andern Staaten eine vorzüglichere Wichtigkeit und sogar in Spanien verlor sich der Gedanke nicht, daß der katholische Theil nöthigenfalls von Constantinopel Hülfe erhalten könnte.

Doch ist aber selbst der katholische Clerus in keinem Reiche recht allgewaltig geworden, wenn nicht die Könige selbst anfangs aus eigenem Interesse ihm alle Gelegenheit dazu gegeben hätten. Das wenigste sind die Schenkungen an Kirchen und Klöster, denn diese waren bey aller ihrer Größe von weniger Bedeutung, weil nach der damahligen Ebbe und Fluth von Länderbesitzungen den Kirchen und Klöstern eben so viel geraubt und gestohlen als geschenkt wurde. Aber wie oft veranlaßte oder zwang der König den Bischof zu gewissen Handlungen, bey welchen

dieser das ganze Maaß seiner durch Schüchternheit nicht zurückgehaltenen Kräfte kennen lernen mußte. Ein Kronräuber, der sich die Neigung des gemeinen Volks zu erwerben suchte, und vor den Bemühungen seiner Gegenpartie noch nicht gesichert war, begünstigte die Bischöfe, ließ sich durch sie salben, und krönen, und alsdann dem Volke aus dem alten Testamente beweisen, daß der, welchen der Priester gesalbt habe, eben dadurch von Gott selbst zum Könige erklärt sey. Die Bischöfe hätten dieses kaum einigemal gethan, so versuchten sie für sich selbst, ob sie nicht Könige ab- und einsetzen könnten, und so bald die Bisthümer an die angesehensten Familien der Nation kamen, sobald die Besitzungen der Kirche nicht mehr als bloße Güterbesitzungen, sondern als Lehen angesehen wurden, so gewann der Bischof die vollen Rechte eines Reichsstandes, sein Einfluß auf die Ruhe des Staats verdoppelte sich.

Diese Einführung des Lehensystems, welche in den meisten Reichen eigentlich erst in der folgenden Periode geschah, hatte schon am Ende der gegenwärtigen manche ihrer ersten Keime entwickelt. Einer der wichtigsten dieser Art war Ursprung der so genannten geistlichen Beneficien, wie man ihn besonders in den fränkischen Staaten findet. Zu Anfange des sechsten Jahrhunderts zeigen sich die ersten Spuren derselben. Alle Einkünfte der Kirche flossen seit alten Zeiten in eines zusammen, stunden alle zusammen unter der Aufsicht des Bischofs oder im Orient seit der chalcedoni-

schen Synode, unter der Aufsicht eines besondern Öconomus. Was von Oblationen und Einkünften der Kirchengüter in diese gemeine Casse zusammenfloß, wurde in drey oder vier Theile getheilt. Einen Theil behielt der Bischof für sich, ein Theil wurde zum Bau der Kirche, ein Theil zu Erhaltung der Armen, und endlich ein Theil zum Lebensunterhalt des übrigen Clerus angewandt. Außer den noch immer fortdaurenden gewöhnlichen Oblationen hatte die Kirche Zehnten, Erstlinge, eigene liegende Güter; man hatte auch für die Öconomie der Kirche den Gedanken benutzt, daß der Bischof als Priester angesehen werden müßte, daß ihm also alles gebühre, was den Priestern im alten Testamente zugesprochen wird. Wenn nun, wie öfters geschah, die eigene Administration entfernterer Güter der Kirche beschwerlich fiel, so überließ man dieselbe einem gewissen Geistlichen für beständig, er sollte den Ertrag genießen, aber sie nicht an andere verleihen oder verkaufen dürfen.

Diese gering scheinende Veränderung war für jene Zeiten von größter Wichtigkeit. Vorher stund es bey dem Bischof, wie viel er jedem seiner Geistlichen geben wollte, oder jeder Geistliche mußte sich gefallen lassen, mit seinen Mitbrüdern sich in den vierten Theil der allgemeinen Kircheneinkünfte zu theilen. Itzt hatte er sein bestimmtes Einkommen, welches als unzertrennlich verbunden mit seinem Amte angesehen wurde. Die Gemeinschaft der Güter verlor sich nach und nach ganz, und wie in der Folge mit dem Besitz ge-

wisser Güter immer die Verpflichtung zu gewissen Kriegsdiensten verbunden war, so fiel diese Verpflichtung auch auf den Geistlichen, welcher gerade solche Güter hatte. So wurde der Bischof und der geringere Clericus Soldat und Jäger, dabey war für die Theologie schlecht gesorgt.

Geschichte der Lehre, als Religion und Theologie betrachtet.

§. 32.

Geschichte des Arianismus.

Die Religion erschien im Ganzen genommen zu Anfange dieser Periode meist noch unschuldig und einfach. Man hatte sich zwar schon in der vorigen Periode über manche Puncte oft und viel gestritten; man hatte verschiedene Versuche gemacht, die Lehre vom Vater, Sohn und Geist bald philosophischer, bald biblischer vorzustellen; auch an den Ideen von der Person Christi hatte man gebildet, und diejenigen Artikel, welche auf Beschaffenheit der äußern Consociation Einfluß hatten (Taufe, und Buße) waren selbst unvermerkt anders geworden, nachdem sich die ganze Einrichtung der Gesellschaft bey weiterer Ausbreitung geändert hatte. Auch waren die eigentlich practischen Fragen, wie denn der Mensch selig werde, noch nicht einmal zur ordentlichen Untersuchung gekommen, und auch hier zeigte sich das gewöhnliche Schicksal des menschlichen Forschens,

daß gerade das practischwichtigste am spätesten die Aufmerksamkeit desselben beschäftigt.

Noch war aber keine Streitigkeit entstanden, welche gleichsam den ganzen Körper der Kirche in Erschütterung gesetzt, alles war mehr local oder provincial geblieben, und selbst die Händel, welche in Afrika durch die Wahl des Bischofs Cäcilian von Carthago veranlaßt wurden, blieben doch in den Gränzen von Afrika; die Dogmatik erhielt keine so feyerliche Bestimmung durch dieselbe, als sie itzt durch eine unglückliche in Ägypten entstandene Controvers erhielt.

Der Artikel von der Person Christi, oder genauer, die Frage, in welchen Ausdrücken man vom Logos sprechen solle, war noch nicht so ins Reine disputirt, daß nicht immer verschiedener Sprachgebrauch, verschiedene Vorstellungsart und selbst besonders in Ägypten, damals dem eigentlichen Mutterlande theologischer Forschung Statt gefunden hätte. Diese schon seit Origenes Zeiten geduldete Verschiedenheit wurde durch Zufall zum gefährlichen Kirchenschisma. Ein gelehrter Presbyter in Alexandrien, Arius, den Alter und Kenntnisse selbst zu bischöflichen Hoffnungen berechtigten, gerieth mit seinem Bischof Alexander zufällig in Streit, ob dem Logos auch Ewigkeit zugeschrieben werden könne. Nach den neuplatonischen Ideen des Bischofs war Ewigkeit des Logos so gewiß, als Gott von Ewigkeit her als verständiges Wesen gedacht werden mußte, und Arius, dessen Begriffe wahrscheinlich mehr von gnostischen

Äonengenealogien herstammten, konnte sich den Gezeugten nicht gleich ewig denken mit dem, der seines Daseyns Ursprung ist. Da der Bischof mit Disputiren und Ermahnungen nichts ausrichtete, so wollte er seine Autorität gegen den Presbyter brauchen, hielt eine Synode, excomunicirte den Arius, und verurtheilte ihn als einen Gotteslästerer. Über diese Voreiligkeit waren manche andere angesehene Bischöfe sehr aufgebracht: sie hielten es nicht für so ganz gewiß, daß, wenn auch Arius unrecht habe, der Sprachgebrauch des Bischofs untadelhaft sey, und niemand war mit Alexanders Ausdrücken mehr unzufrieden, als Eusebius von Nikodemien.

Der Schritt war einmahl gethan. Jeder suchte sich Partie zu machen, durch Correspondenz und andere Verbindungen Freunde zu werben. Die friedlichen Ermahnungen Kaiser Constantins wurden nicht gehört, und das einzige Mittel, den Streit zu endigen, schien eine große Synode zu seyn. Bischöfe aus allen Provinzen des römischen Reichs versammelten sich (325) auf kaiserlichen Befehl zu Nicäa, und wahrscheinlich der betriebsame Athanasius nebst dem kaiserlichen Günstling Bischof Hosius von Corduba überwinden den Arius. Er wurde verurtheilt, und durch ein Synodal- und Reichsgesetz wurde befohlen, daß künftighin gesagt werden solle, der Logos sey dem Vater Homousios *).

---

*) Das Wort sey mit dem Vater von einerley Wesenheit. D. H.

Dieses Wort schien vielen, die auch übrigens dem Arius nicht beytraten, recht beleidigend unschicklich; sie glaubten, es führe auf grobe sinnliche Begriffe von der Zeugung des Sohnes Gottes: es war ein Ausdruck, den man schon in ehmahligen Streitigkeiten für verdächtig gehalten; aber die strengere Partie, welche sich ihres Funds nun einmal recht freute, machte mit einer Anhänglichkeit, welche schon allein die Dunkelheit ihrer Begriffe bewies, den Gebrauch gerade dieses Worts zum Merkzeichen der Orthodoxie; wer es nicht brauchen wollte, war als Freund des Arius verdächtig.

Der junge Diaconus von Alexandrien Athanasius, der schon auf der Synode so betriebsam gewesen war, wurde im gleichfolgenden Jahre selbst Bischof von Alexandrien, und an ihm fand nun die katholische Partie einen Anführer, der bald mit stürmischem Jugendeifer, bald mit politischer Klugheit eines alten Weltmanns die nicäischen Schlüsse in ihre volle Gültigkeit zu setzen suchte. Mit dem Anathem der Synode hatte Constantin bürgerliche Strafe verbunden, Arius Schriften waren zum Feuer verurtheilt, die Auslieferung derselben bey Todesstrafe befohlen.

Diese Orthodoxie Constantins war aber kaum von vierjähriger Dauer; seine Schwester wußte ihn auf das neue für Arius zu gewinnen. Er erlaubte diesem aus dem Exil zurückzukommen, ließ sich durch ein orthodox scheinendes Glaubensbekenntniß täuschen, und da Athanasius unbeweglich

darauf blieb, den Ketzer nicht in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, so mußte er ins Elend, und Constantin befahl (336) dem Bischof von Constantinopel, ihn in die Kirche einzulassen. Während der Einführungssolennität stirbt Arius plötzlich.

Von den Prinzen Constantins war Constantius, unter welchen der Orient zu stehen kam, vorzüglich auf der Seite der Arianer: das Wetter brach also über die Athanasianer los, und wie Constantius nach dem Tode seines Bruders auch Herr von Rom und Italien wurde, so stieg die Drangsal der katholischen Partie auf das Höchste; selbst der römische Bischof Liberius mußte itzt die arianische Hoftheologie annehmen. Julians und Jovians Regierungen waren zu kurz, als daß sich einer oder der andere Theil hätte mächtig machen können. Unter Valentinian und Valens schlug, wie auf einer Brandstätte, die Flamme unter der tiefen Asche, mit neuer Gewalt wieder hervor. Valentinian im Occident verfolgte die Arianer, oder vielmehr alle, welche das nicäische Symbolum nicht unterschreiben wollten: Valens im Orient handelte mit der Wuth eines Tyrannen gegen alle, die sich nicht für den Arianismus erklärten. Menschenblut wurde nicht geschont; Bischöfe waren noch glücklich, wenn sie bloß des Landes verwiesen wurden. Unter Theodosius triumphirte endlich die athanasianische Partie wieder vollkommen, und seitdem war ihr Sieg ununterbrochen gewiß. Der Arianismus fand seine Schutzstätte bey den Gothen, Burgundern, Van-

dalen, bey welchen er zum Theil bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts herrschend blieb.

Die Theologen theilten sich bey allen diesen Händeln, immer in drey große Partien: 1) entschiedene Arianer. Sie behaupteten, der Logos sey ein Geschöpf, nur das edelste aller Geschöpfe, und selbst schon darin von allen übrigen verschieden, daß er von Gott unmittelbar aus Nichts hervorgebracht sey. Sie läugneten Ewigkeit und Allwissenheit des Sohnes Gottes. 2) Solche, die auf dem Worte Homousios bestunden, das Ansehn des nicäischen Symbolums mit allem Eifer verfochten, und die Wahrheit für verloren hielten, wenn man nicht bey diesem Wort bleibe. 3) Solche, die wie es schien in der Hauptsache ganz richtig von der Gottheit Christi dachten, aber den nicäischen und athanasiusischen Sprachgebrauch unschicklich fanden. Manchmal war wohl diese Mittelpartie, wie es bey allen Mittelpartien zu gehen pflegt, von allen arianischen Begriffen nicht ganz frey, aber die Benennung Semiarianer ist doch eben so ungerecht als unschicklich.

Arianern und Athanasianern war eine um das Jahr 340 sich erhebende neue Partie gleich entgegen, welche den Bischof von Sirmium, Photinus, zum Anführer hatte. Dieser ging so weit, zu behaupten, Christus sey bloßer Mensch, der erst angefangen habe zu existiren, da er von Maria geboren wurde. Mit diesem Manne Jesus habe sich eine besondere göttliche Kraft verbun-

den, und weil er sich der vollkommensten Tugend beflissen, so habe ihn Gott an Sohnes Statt angenommen. Diese Meinung wich zu sehr von den damahls allgemein angenommenen Begriffen ab, als daß sie ihr Glück hätte machen sollen: Photin wurde abgesetzt, und seine Meinung anathematisirt.

§. 33.

Macedonianer. Apollinaristen.

In der Lehre von der Gottheit des Sohnes wußte man doch noch, was man gegen einander wollte; aber in Ansehung der Gottheit des heiligen Geistes hatten weder Vertheidiger noch Gegner bestimmte Begriffe. Arianer und so genannte Semiarianer waren ungewiß, ob sie den heiligen Geist bloß zu einer Kraft in Gott, oder zu einem Geschöpfe machen sollten, und die katholische Partie, wenn sie auch dem heiligen Geiste göttliche Ehre gab, zauderte doch mit dem Nahmen Gott. Die große constantinoplische Synode vom Jahre 381. setzte endlich auch hierüber eine gewisse Kirchenorthodoxie fest, wozu gerade damahls Macedonius, der Bischof zu Constantinopel war, Gelegenheit gegeben zu haben scheint. Nie ist übrigens diese Partie des Macedonius fortdauernd stark geworden. Die Köpfe waren schon mit andern Fragen zu sehr beschäftigt, Macedonius selbst scheint zu wenig Ehrgeitz gehabt zu haben, den Anführer einer Secte zu spielen; die ganze Lehre vom heiligen Geiste wurde immer mehr als Anhang der Lehre vom Logos, denn als eigenes Kapitel, betrachtet.

Während der größten Gährung der arianischen Streitigkeiten erwachte in Syrien eine neue Controvers, zu welcher selbst einer der eifrigsten Vertheidiger der nicäischen Synode Veranlassung gab. Apollinaris der jüngere, (wahrscheinlich) Bischof zu Laodicea in Syrien, einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen seines Zeitalters, bey welchem aber Philosophie herrschender war, als exegetische Kenntnisse, gerieth auf den Einfall, sich die Vorstellung von der Person Christi dadurch zu erleichtern, daß er annahm, der Logos habe in dem Menschen Jesu die Stelle der vernünftigen Seele vertreten. Eine animalische Seele oder Vegetationskraft habe der Mensch Jesus zwar gehabt, aber was in ihm gedacht, empfunden, gehandelt habe, sey einzig der Logos gewesen. Man schrieb mit Eifer gegen diese Meinung; besonders die syrischen Lehrer, in deren Kirchen die neue Hypothese vorzüglich beliebt zu werden schien, suchten immer recht deutlich von der ganzen Menschheit Jesu zu sprechen, unterschieden recht sorgfältig die menschliche Natur von der höhern damit verbundenen Natur des Logos: aber eben dieses Bestreben der syrischen Lehrer, recht sorgfältig zu unterscheiden, veranlaßte endlich einen theologischen Krieg, der noch viel gefährlicher wurde, als der Arianische, dessen Folgen noch bis auf den heutigen Tag nicht nur im dogmatischen Compendium, sondern selbst in der Geschichte fortdauern. Die Begebenheit ist nach ihrem ersten Ursprunge folgende.

§. 34.

Geschichte der nestorianischen Unruhen.

Die Eifersucht des Bischofs von Alexandrien wurde eben so rege, als der Haß des constantinoplischen Clerus, da im Jahre 428. schon wieder ein Zögling der antiochischen Kirche, Nestorius, als Bischof nach Constantinopel kam. Cyrillus, damahls Bischof von Alexandrien, ein ränkvoller heimtückischer Mann, legte sogleich alles darauf an, den neuen Bischof zu Falle zu bringen, und das Project konnte beynahe nicht mißlingen, da sich ein großer Theil des dortigen Clerus zu Belaurung des glücklichen Fremdlings brauchen ließ. Wie viele von ihnen fühlten sich verdienter für die bischöfliche Würde, als dieser antiochische Homilet. Die Predigt eines Presbyters, den Nestorius von Antiochien mitgebracht hatte, gab das Signal zu den Unruhen. „Niemand soll (so lauten die verschrienen Worte der Predigt) „die Maria Gottesgebärerin nennen; „denn Maria war ein Mensch, und von einem „Menschen kann Gott nicht geboren werden." Nestorius vertheidigte in verschiedenen eigenen Predigten diese Meinung seines Presbyters, und zeigte, was nicht erst hätte gezeigt werden sollen, daß wenn die Schrift von Geburt und Tod Christi rede, so wähle sie immer Ausdrücke, welche seine ganze Person, und nicht nur seine göttliche Natur bezeichnen, es heisse nicht, Gott sey geboren, sondern Gottes Sohn sey geboren. Aber gleich in den ersten Wochen zu Constantinopel und zu

Alexandrien war über diese Predigten ein solches Ketzergeschrey, daß die vorsichtigste Erklärung des Nestorius nicht mehr gehört wurde. Ihm, dem vermeinten Feinde der Gottheit Christi, dem Feinde der Ehre der Maria, wurde in öffentlichen Predigten zu Constantinopel geflucht: Cyrillus streute Widerlegungen aus, schrieb an den Bischof von Rom, gab diesem von der großen Gefahr Nachricht, welche der christlichen Religion bevorstehe, und dieser war unwissend oder boshaft genug *), gegen den Bischof von Constantinopel sogleich Partie zu nehmen. Man kündigte dem Nestorius an, innerhalb zehn Tagen bey Verlust seines Amts zu widerrufen, und Cyrillus ließ ihm zwölf Sätze vorlegen, die er annehmen müßte, falls er für orthodox gehalten werden wolle.

Diese zwölf Sätze waren selbst nicht ganz richtig, und nicht nur Nestorius zweifelte an ihrer orthodoxen Bestimmtheit, sondern der Patriarch von Antiochien nebst den Bischöfen der dortigen Diöcese waren mit diesen Sätzen viel unzufriedener als mit Nestorius, der selbst den Ausdruck

---

*) Und mußte er nun gerade eines von beyden seyn? und war es unmöglich, daß er nach seiner Überzeugung Partey nahm? Daß doch durch die Geburt ererbte Religionsgrundsätze auf die Urtheile der Schriftsteller, und vorzüglich des Geschichtschreibers niemals Einfluß haben möchten! Eine Bemerkung, die hier für alle übrige ähnliche Stellen gemacht wird. D. H.

Gottesgebärerinn nun nicht mehr verweigerte. Doch der tobende Cyrillus setzte alles darauf, ihre Autorität zu behaupten, brachte ganz Constantinopel und Alexandrien in Aufruhr, und wußte besonders den Fanatismus der Mönche in sein Interesse zu ziehen.

Der Kaiser traute sich nicht, der theologischen Fehde seiner zwey großen Reichsprälaten anders ein Ende zu machen, als durch eine Synode zu Ephesus (431). Für Cyrillus ließ sich wenig Gutes auf derselben prophezeyen, denn selbst von Alexandrien kamen die schreyendsten Klagen über diesen schändlichen Mann. Ordnung auf der Synode zu behaupten schickt der Kaiser ein Paar Minister mit Soldaten hin. Nestorius erscheint mit sechzehn Bischöfen aus seinem Sprengel: Cyrillus bringt funfzig und noch eine ihm dieß Mahl sehr brauchbare Schaar egyptischer Matrosen mit; auch treibt der Bischof von Ephesus der treuste Bundsgenosse des Cyrillus, eine große Menge von Bischöfen zusammen. Es war billig, mit Eröffnung der Synode bis zur Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der ihn begleitenden Bischöfe zu warten; alle unparteyische Bischöfe verlangten es einmüthig: man bewies auch unwidersprechlich, daß jene vor dem 22sten Junius unmöglich in Ephesus eintreffen könnten. Doch Cyrillus, der eigentlich Beklagter war, eröffnet, ungeachtet aller Protestation der Minister, mit seiner Partie die Synode, stößt den Minister, der in die Versammlung kam, und nur noch auf vier Tage um Geduld bat, mit Ge-

walt zur Versammlung hinaus. Gleich in der ersten Session wird Nestorius anathematisirt, die zwölf Sätze des Cyrillus werden für Richtschnur der Orthodoxie erklärt, und da man das öffentlich angeschlagene Verdammungsurtheil des Nestorius auf Befehl des kaiserlichen Ministers herabreißt, läßt es Cyrillus durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigen, und, sein Maaß von Bosheit zu vollenden, schickt er falsche Berichte und verfälschte Acten nach Konstantinopel.

Kaum sechs Tage nach diesem wüthenden Anfange des Cyrillus kommt der Patriarch Johann von Antiochien an, und ist äußerst erbittert, daß man die heterodoxen zwölf Sätze des Cyrillus als Richtschnur der Kirchendogmatik gelten lasse. Auch er versammelt nun die Bischöfe seiner Partie, erklärt den Cyrillus für einen Ketzer; der gottlose Mann könne nicht weiterhin Bischof seyn. Man sah bald, daß es zu Ephesus mit dem Verfluchen und Gegenverfluchen kein Ende nehmen würde, und daß alles endlich darauf ankomme, wie glücklich jede Partie in ihren Verhandlungen zu Constantinopel bey dem kaiserlichen Hofe sey.

Mit einem Glücke, das selbst auch die Bosheit selten genießt, wandte sich unerwartet schnell alles in Constantinopel auf die Seite von Cyrillus. Die Mönchstumulte, welche er durch seine Correspondenz daselbst erregte, hätten den Kaiser gegen ihn aufbringen sollen; die Relationen der kaiserlichen Ministerien bey der Synode wa-

ren gegen ihn, die Bosheit des Mannes war schon vorher gekannt, Verbrechen, die mit dem bisherigen gar nicht zusammen hingen, schon vorher gegen ihn eingeklagt, und doch — was vermochte nicht sein Geld bey den kaiserlichen Ministern, wie schlau wußte er nicht den Haß Pulcheriens gegen Nestorius, den Verräther ihrer Liebesgeheimnisse, zu nutzen — und doch kommt plötzlich das Urtheil, Nestorius sey abgesetzt, Cyrillus bleibe Patriarch, ohne der geringsten Strafe sich unterwerfen zu müssen. Ob die Partie des Nestorius, oder die des Cyrillus, als die orthodoxe gelten solle, ließ der Kaiser unentschieden; er war froh, die Bischöfe wieder nach Hause zu bringen.

§. 35.

Der ganze Streitpunct hatte sich nun seit diesem kaiserlichen Entscheidungsurtheile geändert. Von Nestorius Person und Orthodoxie war gar nicht mehr die Rede; niemand nahm Anstand den Nahmen Gottesgebärerinn von der Maria zu gebrauchen, aber die Bischöfe der antiochischen Diöcese waren über die Mißhandlungen, welche sie auf der ephesischen Synode erlitten, äußerst aufgebracht, und hielten die zwölf Sätze, welche Cyrillus als Richtschnur der Orthodoxie daselbst aufstellen wollte, für wahre Ketzerey. Die gelinderen Erklärungen, welche der Alexandriner seinen zwölf Sätzen zu geben suchte, wurden von den Morgenländern (Antiochenern) gar nicht gehört, und alle irenische Be-

mühungen des Hofes waren vergeblich. Endlich mußte doch Cyrillus nachgeben, ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, worin er zwey Naturen in Christo gestand. Dafür bequemten sich die Antiochener, die Absetzung des Nestorius zu billigen, und seine Lehrsätze mit dem Anathem zu belegen. Keine beyder Partien war mit diesem Frieden beruhigt.

Ein großer Theil der Morgenländer erkannte die ungerechte Nachgiebigkeit, womit ihre Freunde den Frieden erkauft hatten, und Cyrillus mit seiner Partie wollte bald nicht nur dem Nestorius, sondern auch dem Lehrer des Nestorius geflucht wissen. Theodor von Mopsvest (so hieß der Nahme des letztern) war bey den Antiochenern als einer der größten Theologen geachtet, und dem sollten sie nun im Grabe fluchen, aus dessen Schriften sie ihren dogmatischen Sprachgebrauch und ihre exegetische Weisheit schöpften. Bischof Rabulas von Edessa war fast der wüthendste unter allen diesen Eiferern der ägyptischen Partie, und weil gerade zu Edessa die Schule war, wo die vornehmsten morgenländischen Bischöfe erzogen wurden, so konnte sein Eifer recht den eigentlichen Lebenskeim seiner Gegenpartie tödten.

Da endlich auch sogar wirkliche Verfolgungsgesetze gegen diese morgenländische Christen ergingen, der kaiserliche Hof bey einiger scheinbaren Nachgiebigkeit der Partie des Cyrillus die Standhaftigkeit der orientalischen Diöcese für ketzerischen Eigensinn hielt; so war den Unglückli-

chen keine andere Rettung übrig, als in die Staaten des Königs von Persien zu fliehen. Wie froh war nicht dieser, eine Christenpartie zu finden, von welcher er versichert seyn konnte, daß sie sich mit den römischen Christen in keine Correspondenz einlassen werde, und wie willig räumte er ihnen alles ein, was zur ausbildenden Fortdauer einer kirchlichen Gesellschaft gehört. Doch vorzüglich der Thätigkeit eines Mannes hatten es die Vertriebenen zu danken, daß sie eine ordentliche kirchliche Einrichtung, eine eigene Hierarchie gewannen, welche von der Hierarchie der großen katholischen Partie nicht nur unabhängig blieb, sondern ihr sogar das im römischen Reiche erlittene Unrecht vergalt. Barsumas war nebst andern seiner Freunde aus der Schule von Edessa verstoßen worden, wurde bald darauf Bischof von Nisibis, gewann Zutritt bey Hofe, und überredete den König, daß er die Christen seiner Gegenpartie aus den persischen Staaten vertrieb. Er errichtete zu Ktesiphon (Seleucia) ein eigenes Patriarchat für seine Freunde, stiftete eine eigene Schule zu Nisibis, um für Besetzung der Bisthümer immer geschickte Jünglinge zu haben, und gab dadurch seiner neuerrichteten Kirche eine fortdaurende Verfassung.

Wer diese von der großen Kirche abgesonderte Christen Nestorianer heissen will, sollte nie vergessen, daß Nestorius nur entfernte Veranlassung zu ihrer Trennung gegeben hat, daß sie denselben nicht einmahl für den Lehrer ihrer Partie halten, seine Sache noch itzt nicht zu der Sa-

che ihrer Partie machen, und keine Schriften desselben gleichsam als symbolische Parteybücher unter sich haben. Der Nahme chaldäische Christen, von dem Hauptsitze ihrer Secession so genannt, ist viel geschickter; man denkt auch bey demselben nicht sogleich an Ketzer.

Es gibt wohl viele Beyspiele, daß falscher Religionseifer Regenten verleitet hat, ihre Länder selbst zu entvölkern: aber der Unterschied zwischen den Religionsmeinungen des Regenten und der Unterthanen mußte doch auffallend groß seyn, wenn Intoleranz bis zu einer solchen Ausschweifung stieg. Hier ist vielleicht der einzige Fall in der Geschichte, daß ein Regent Schaaren seiner nützlichsten Unterthanen seinem Feinde gleichsam aufzwang, bloß weil diese bey aller ihrer Orthodoxie nicht gerade die Ausdrücke brauchen wollten, welche ein großer Bischof seines Reichs zufällig authorisirt hatte; bloß weil sie das Betragen dieses großen Bischofs nicht billigen wollten, das doch der Kaiser selbst nimmermehr billigen konnte. Die Streitfragen zwischen diesen nun getrennten Christen und der im römischen Reich triumphirenden Partie waren so fein theologisch, ihre Kenntniß erforderte so viel Einsicht in die damahlige Philosophie und in die entferntesten Folgerungen aus gewissen Glaubenslehren, daß man sicher darauf zählen darf, der Kaiser und seine Minister verstunden nicht einmal den Controverspunct. So wahr wurde es also auch hier, daß kein Eifer heftiger ist, als der, bey dem dunkle Ideen zum Grunde liegen.

§. 36.

Geschichte der eutychianischen und monophysitischen Unruhen.

Der Nachfolger des Cyrillus, Dioskurus, sah es als Ehrensache seines Stuhls an, vollends in Stand zu bringen, was sein Vorfahrer noch nicht vollendet hatte, und der Synode von Ephesus, von der man unterdeß wie von geheimen Wunden schwieg, ein lautes Lob zu verschaffen. Auch manche charakteristische Ausdrücke der egyptischen Theologie waren noch nicht recht in Gang gebracht, und Dioskurus schien sich selbst noch über Cyrillus und seine Freunde einen Triumph verschaffen zu können, wenn er die Schranken von Nachgiebigkeit, welche sich diese im Frieden mit den Antiochenern gesetzt hatten, aufs neue durchbrach. In Constantinopel ereignete sich wieder der erste Auftritt.

Ein dasiger alter siebenzigjähriger Abt Eutyches, schon in den vorigen Händeln vertrauter Freund des Cyrillus, trieb theils aus Eigensinn, theils aus Unwissenheit, in unvorsichtigen Ausdrücken seinen Eifer für die innigste Vereinigung beyder Naturen in Christo so weit, daß ihn nach vorhergehenden Warnungen sogar selbst ein Freund der egyptischen Partie bey dem dortigen Bischofe verklagte. Die Anklage wurde bey dem Synodalverhöre richtig befunden, und Eutyches konnte sich durch alle seine künstliche Ränke vor der Absetzung nicht schützen. Doch Kaiserinn Eudokia war

seine Freundinn, und Dioskurus von Alexandrien wahrscheinlich gleich in den Anfang des ganzen Streits verflochten; auf beyder Veranlassung wurde eine zweyte größere allgemeine Synode veranstaltet, das gefällte Urtheil zu revidiren. Auf dieser Räuberversammlung (449) — schon dieser allgemeingangbare Nahme dieser ephesischen Synode zeigt die Geschichte ihrer Verhandlungen — siegte Abt Eutyches; der Kirchenbann traf seine Gegner, vorzüglich den Bischof Flavian von Constantinopel, der seine bey der Versammlung persönlich erlittenen Mißhandlungen nicht lange überlebte. Leo der große, der damahls auf dem römischen Stuhl saß, bewegte Himmel und Erde, dieser unglücklich unterdrückten Partie aufzuhelfen, und das veränderte Hofsystem zu Constantinopel war endlich seinen Bemühungen günstig. Eudokia verlor allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, da im Jahre 450 Pulcheria und Marcian auf den Thron kamen. Pulcheria war innige Verehrerinn des römischen Bischofs, und veranstaltete sogleich im folgenden Jahr eine neue große Synode zu Chalcedon, wo, wie leicht zu erwarten war, die egyptische Partie unterlag, und der Bischof Dioskurus von Alexandrien abgesetzt wurde. Um die Lehre von Vereinigung der beyden Naturen in Christo recht genau zu bestimmen, wurde ein eigenes Glaubensnormatif aufgesetzt, und der römische Bischof erlebte die Freude, daß sein dogmatisches Schreiben an den Bischof Flavian von Constantinopel als Norm der Orthodoxie angesehen wurde.

§. 37.

Nun war freylich bey Verlust der bürgerlichen Ruhe befohlen, daß man künftig sagen sollte, in Christus seyen zwey Naturen unvermischt und doch unzertrennlich so mit einander vereinigt, daß nur eine Person da sey: so war befohlen; aber man konnte eher alles durch Befehle ausrichten, als die damahligen Theologen von einer einmahl gefaßten Idee abbringen, oder das Volk zum Gehorsam leiten, das durch seine Bischöfe in Angst gesetzt worden war, es gelte hier eine Hauptsache der christlichen Religion, ob man zwey Naturen oder eine Natur in Christo annehme. Offenbar war bey der ganzen Sache viel Wortstreit: wer von einer Natur sprach, dachte unter dem Worte Natur etwas ganz anders, als wer von zwey Naturen redete, und die gewöhnlichen Fehler solcher Streitigkeiten, welche in einem metaphyschen Sprachgebrauch, hineingehen, wurden selbst durch den Fortgang des Streits mehr verdoppelt als gemildert. Überdieß war eine große Partie, welche vielleicht bey der Glaubensentscheidung gleichgültig geblieben wäre, durch die Absetzung des alexandrinischen Bischofs empfindlichst gekränkt, weil einmahl eine sechzigjährige Observanz diesem fast Papstansehen verschafft hatte, und die egyptischen Bischöfe fast mehr als in irgend einer andern Diöcese an ihren Primaten sich anschlossen.

Es war ein schreckliches Schauspiel, das gleich nach geendigter Synode, sobald sich die Nach-

richt ihres Erfolgs verbreitete, in Palästina, Egypten und Syrien eröffnete. Nach Jerusalem kam noch vor geendigter Synode ein Mönch, Theodosius von Chalcedon, warf sich zum Anführer der tobenden Schwärmer und Rebellen auf, und gewann die zu Jerusalem residirende verwittwete Kaiserinn Eudokia, welche fünf Jahre lang diesem rasenden Haufen ihren Nahmen zum Schutz lieh.

In Egypten war der Sturm noch heftiger. Proterius, Nachfolger des Dioskurus, wurde todtgeschlagen, sein Leichnam zerstückt, wie Hunde trugen sie seine Eingeweide im Mund herum, was übrig war, wurde verbrannt, die Asche in die Luft gestreut. Timotheus Älurus drang sich eine Zeitlang zum Patriarchen ein.

In Syrien war zwar bey weitem der größte Theil der Bischöfe chalcedonisch gesinnt, aber die Mönche verbreiteten doch auch hier die Flamme des Aufruhrs. Vorzüglich kam einer von Constantinopel, Peter der Gärber, der selbst im Äußern des Gottesdienstes eine hieher gehörige Veränderung machen wollte, eine Veränderung des alten Kirchengesangs (heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger ewiger Gott) einführen wollte, die vielleicht in jedem andern Zeitalter unbemerkt gelungen wäre. Er wollte beygesetzt wissen, der du für uns gekreuzigt bist.

In allen drey Provinzen dauerte das Toben dreyßig Jahre lang mit immer erneuerter Wuth

fort, und leider hatte der Hof, von dessen Gesinnungen alles abhing, gar kein festes System; mit jeder Regimentsveränderung wechselten auch die Cabinetsgrundsätze, und oft wurde zu einem solchen Wechsel nicht einmahl der Tod des Regenten erfordert, schon ein neuer Minister, oder eine andere bey Hofe geltende Dame verschaffte Monophysiten oder Chalcedoniten den Sieg.

Kaiser Zeno, ein friedfertiger gutmeinender Regent, wagte endlich einen Versuch, ob es nicht möglich wäre, durch gütliche Vereinigungen die Partien mit einander auszusöhnen, und er fand an zwey Häuptern der Partien so billigdenkende Männer, daß man endlich einen Punct gefunden zu haben glaubte, wo beyde Theile zusammentreffen könnten. Akacius, Patriarch von Constantinopel, und Petrus Mongus, das Haupt der monophysitischen Partie zu Alexandrien vertrugen sich mit einander, daß aller bisher streitiger Puncte gar nicht mehr gegeneinander gedacht werden sollte, nichts mehr von Autorität der chalcedonischen Synode, oder des bekannten Briefs des Bischofs Leo an Flavian, nichts mehr von den Ausdrücken in oder ex duabus naturis. Man sollte die Wahrheit beyzubehalten suchen, ohne solche streitige Ausdrücke zu berühren. Der Kaiser faßte die Puncte, worüber sich beyde Häupter der Partien zusammen verstanden, in ein kurzes Edict (Henoticon), und schickte es (482) nach Alexandien, um vorerst nur am Hauptorte des Streits Frieden zu stiften.

Wo ist es aber je einem theologischen Friedensstifter gut gegangen, vollends wenn er ein Laie war? Weder die eifrigen Monophysiten, noch die eifrigen Orthodoxen waren mit dem Edict des Kaisers zufrieden, und die kleine Partie, welche der Mäßigung des Kaisers beypflichtete, verlor sich gar bald, besonders da die Principien des kaiserlichen Hofs den strengern Orthodoxen oder den Vertheidigern der chalcedonischen Synode gleich wieder günstig wurden. Noch dauerte also zu Anfang des sechsten Jahrhunderts diejenige Trennung beständig fort, welche durch die chalcedonische Synode veranlaßt worden war. Eine Partie vertheidigte die chalcedonische Glaubensregel mit einem Eifer, womit sie selbst die Bibel nicht in Schutz nahm: die andere Partie sprach von nichts als von einer Natur: ehe man sichs versah, wurde der orthodoxkatholischen Partie ein Zwischenspiel gemacht, das sie in größere Zerrüttung setzte, als alles, was bisher die Monophysiten unternommen hatten.

§. 38.

Dreycapitelstreit: nebst andern Controverspuncten der kaiserlichen Theologie Justinians.

Kaiser Justinian I., dessen Eitelkeit in jeder Regentenbeschäftigung Nahrung fand, war eben so eifriger Freund der Orthodoxie, als ehrgeiziger Friedensstifter aller heterodoxen Partien, eben

so verfolgender Vertheidiger der nicäischchalcedonischen Schlüsse, als bereitwilliger Stifter eines allgemeinen Kirchenfriedens. Ein solcher halbgelehrter Theolog, wie der Kaiser nothwendig seyn mußte, war eben daher von beyden Partien zu lenken, und aus Liebe zum Kirchenfrieden wurde er der Orthodoxie schädlich, aus Eifer für Orthodoxie dem Kirchenfrieden nachtheilig.

Einen seiner Feinde am Hofe zu kränken, verleitete der Bischof von Constantinopel den Kaiser, durch ein feyerliches Edict (545) die Meinungen und Anhänger des Origenes zu verdammen. Theodor von Cäsarea, so hieß der Günstling des Kaisers, welchem man mit diesem Streich wehe thun wollte, war eifrigster Bewunderer des gelehrten Alexandriners — und was ließ sich auch niederträchtigeres denken, als einen um die christliche Kirche so verdienten Lehrer dreyhundert Jahre nach seinem Tode verfluchen zu lassen, ohne daß man gerade durch eine äußere Nothwendigkeit wegen einer besondern großen Partie gezwungen gewesen wäre!

Der beleidigte Günstling rächte sich grausam an seinem Gegentheil. Er beredete den Kaiser, es habe nur einen kleinen Anstand, warum sich die Monophysiten nicht entschließen könnten, die Schlüsse der chalcedonischen Synode anzunehmen. Man habe den Wahn gefaßt, daß auf der chalcedonischen Synode gewisse Schriften des Theodor von Mopsvest, des Theodoret und des

Ibas von Edessa als rechtgläubig anerkannt worden seyen, in welchen sich doch unverkennbare Spuren fänden, daß sie es mit Nestorius gehalten hätten, und eine feyerliche Erklärung gegen gewisse Schriften dieser drey Männer würde die Monophysitenpartie aussöhnen, mit einemmahl einen Frieden herstellen, der dreyen der schönsten Provinzen des Reichs die vollkommenste Ruhe schenken würde. Justinian, voll Freude, das Werk einer so wichtigen Religionsvereinigung, welche allen seinen Vorfahrern unmöglich war, endlich so leicht ausführen zu können, ließ unverweilt ein Edict ergehen, worin die Schriften dieser drey Männer für ketzerisch erklärt wurden. Die morgenländischen Bischöfe waren an unbedingten Gehorsam gegen die kaiserlichen dogmatischen Befehle längstens gewöhnt, also von ihnen die Befolgung der Hoftheologie sicher zu hoffen; aber die Afrikaner, welche erst kurz vorher unter Justinians Oberherrschaft gekommen waren, und bey welchen sich der Religionseifer durch viele erlittene Verfolgungen gleichsam genährt hatte, wollten nichts von Gehorsam gegen einen Befehl wissen, welcher der Ehre der Chalcedonischen Synode so nachtheilig war. Sie entbrannten von Eifer, daß der Kaiser sich stelle, als ob das Ansehn der chalcedonischen Synode durch seine Verordnung gar nicht geschwächt seyn sollte, und es schien ihnen mehr als unchristliche Grausamkeit, Bischöfe, welche über hundert Jahre todt waren, und unterdeß als fromme, gelehrte Männer, als treffliche Lehrer der Kirche verehrt worden waren, bloß aus Respect ge-

gen einen närrischen Einfall des Kaisers, im Grabe zu verfluchen.

Billig hätte in einem solchen Falle, selbst auch durch das Beyspiel seiner Vorgänger berechtigt, der römische Bischof Vigilius im Nahmen aller Abendländer vor den Riß treten sollen, und so lange er auch in Italien war, also meistens nur solche um sich hatte, welche über Justinians heterodoxe irenische Bemühung äußerst erbittert waren, so blieb auch er eifriger Vertheidiger des Ansehens der chalcedonischen Synode. Aber Justinian, der alle Schwächen von Vigilius kannte, ließ ihn nach Constantinopel herüber hohlen, wußte in seinem Betragen gegen denselben Versprechungen und Drohungen, Liebe und Ernst so glücklich zu mischen, das sich dieser gegen die drey Capitel erklärte (Iudicatum). Doch kaum war die Erklärung gestellt, und kaum ihr Inhalt bekannt gemacht, so sah sich Vigilius von der orthodoxen Partie so bestürmt, den ganzen Occident so gegen sich aufgebracht, daß er mit schlauer Kunst auf die Gegenseite wieder herüber zu schleichen suchte. Er schien dieses am schicklichsten auszuführen, wenn er den Kaiser überreden würde, eine Synode halten zu lassen, und dieser die Sache zur Untersuchung zu übergeben. Der bedrängte Bischof glaubte so vielen Einfluß haben zu können, daß sich diese für die drey Capitel erkläre, und er fürchtete nicht, daß ihm Justinian weiter zusetzen werde, wenn er sich hinter den Aussprüchen einer Synode glücklich zu verstecken wisse. Zwey

Synoden werden schnell auf einander gehalten, die zweyte vom Jahre 553 gilt sogar für eine ökumenische, beide aber sprachen gegen die drey Capitel. Wie war's auch fast anders zu erwarten? der Kaiser hatte die Bischöfe gleichsam unter seinen Augen zu Constantinopel votiren lassen. Vigilius erklärte sich zwar itzt förmlich für die drey Capitel (Constitutum), allein der Kaiser wußte ihn mürbe zu machen, er mußte sich nach Duldung mancher harten Leiden endlich doch bequemen, die Einfälle des Kaisers für orthodox zu halten. Auch seine Nachfolger schickten sich in die byzantinische Hoftheologie: die Macht Justinians in Italien und sein theologischer Eigensinn war zu groß, als daß sich von ihm Nachgiebigkeit erwarten ließ, und wenn endlich doch Justinians Theologisiren nur bey dieser Controvers geblieben wäre!

Scythische Mönche, die sich um das Jahr 520 wegen mancher eigenen Angelegenheiten in Constantinopel aufhielten, geriethen auf den Gedanken, ob man nicht sagen könne, einer aus der Dreyeinigkeit sey gekreuzigt worden. Den Bischöfen wurde bange, sobald sie von einer neuentstandenen Frage hörten, denn wer konnte voraussehen, für welche Partie der Hof sich erklären werde? Es war bisher manchmahl so wunderseltsam zugegangen, bis eine gewisse Meinung das Gepräge der Orthodoxie erhielt; durch hundertjährige Erfahrungen hatte man gelernt, daß die Beantwortung einer solchen Frage immer nur eine neue Frage nach sich ziehe: wo sollte

denn endlich die Gränze seyn, bey welcher menschlicher Vorwitz stehen bleiben würde? Selbst der römische Bischof war dießmahl schüchtern, und so sehr er von den scythischen Mönchen behelliget wurde, so setzte er sich darauf, ihnen keine entscheidende Antwort zu geben, und, wie er sich alsdann doch endlich eine Antwort abnöthigen ließ, so traf er gerade eine ungeschickte.

Der römische Bischof Hormisdas erklärt die Lehre der scythischen Mönche für giftig und ketzerisch: seine Nachfolger mußten ihn der Unwahrheit strafen, denn Justinian ließ den Satz der scythischen Mönche auf der constantinoplischen Synode (553) für orthodox erklären.

Einem weisen Alten entleidet sonst nichts mehr als theologische Polemik; aber der bald achtzigjährige Justinian fieng kurz vor seinem Ende noch eine neue Streitfrage auf, und man sah keiner geringern Verwirrung entgegen, als diejenige war, welche aus dem Dreycapitelstreite entsprungen. Unter andern Fragen, über welche sich die Monophysiten unter einander theilten, war keine der geringsten, ob Christus bey langem Mangel an Speise hungern mußte, oder ob er bloß deswegen hungerte, weil er hungern wollte (Phthartolatrae, Aphthartodocetae.) Durch einen unglücklichen Zufall erfuhr Justinian, daß die Theologen über diesen Punct disputirten: er war sogleich entschlossen zu befehlen, daß man künftighin im römischen Reiche

glauben solle, Christus habe nie gehungert, als wenn er habe hungern wollen. Wer weiß, wie viel Glaubensartikel Justinian aus kaiserlicher Machtvollkommenheit noch befohlen hätte, wenn er nicht gleich das folgende Jahr (565) gestorben wäre.

§. 39.

Partien der Monophysiten. Entstehung einer eigenen Kirche derselben.

Während daß die Chalcedoniten von einer Trübsal in die andere getrieben wurden, so theilten sich die Monophysiten in eine Menge kleiner Partien, welche oft die Spitzfindigkeiten in Fragen und in geschraubten Antworten bis aufs äußerste trieben. Man war z. B. einigermaßen mit einander übereingekommen, daß der Mensch Jesus, ungeachtet seiner Vereinigung mit dem Logos, doch alle menschliche Schwachheiten gehabt habe, deren Ursache nicht gerade in der Sünde liege, daß er gehungert, gedürstet, aus Mattigkeit geschlafen habe. Wenn es so ist, schlossen einige weiter, so muß er auch wie andere Menschen manches nicht gewußt haben; dann Eingeschränktheit der Kenntnisse gehört eben so gut zu den unsündlichen menschlichen Schwachheiten, als Nothwendigkeit des Schlafs, des Essens und Trinkens (Agnoeten.) Auch über diese Frage theilten sie sich zu Alexandrien und Constantinopel in große Partien, und ein Grammatiker der erstern Stadt, Johann Philoponus brach-

te die Verwirrung vollends aufs höchste. Er glaubte solche Begriffe für die Lehre der Dreyeinigkeit gefunden zu haben, daß die Monophysiten mit Hülfe derselben alle Einwürfe der Orthodoxen beantworten könnten. Er war ganz in seine aristotelischen Terminologien versunken, hatte von allen den Worten (Natur, Wesen, Person), deren Bedeutung bisher so oft das Kriegszeichen gewesen war, gar keine deutlichhistorische Begriffe; er sprach, wie wenn er drey Götter annähme, und wollte doch durchaus kein Tritheit seyn. Selbst unter seiner eigenen Partie fand er zwar nicht viel Beyfall, doch war es immer wieder neuentstandene Frage, die hier um so gefährlicher war, da sie sich in eine seit langer Zeit ruhig gelassene Lehre hineinzog.

Die Monophysiten waren durch den philosophischen und theologischen Partiegeist, der sie so mannigfaltig entzweyte, der Epoche schon sehr nahe gekommen, daß sie sich verloren hätten, wie sich ein in hundert Arme zertheilter Strom im Sande verliert. Es war kein Gefühl eines gemeinschaftlichen Interesse mehr da, der Haß zwischen den verschiedenen monophysitischen Secten war fast eben so groß, als die Feindschaft zwischen den Monophysiten und Chalcedoniten, und dieser innerliche Krieg war gerade zu Alexandrien, dem Hauptsitze der ganzen Partie. Justinian benutzte diesen Vortheil, und suchte durch Verfolgungen zu Stande zu bringen, was er durch Liebe nicht erhalten konnte. Bisher war Alexandrien noch immer der Zufluchtsort der Mono-

physiten gewesen; auch dort fieng Justinian an, sie heimzusuchen: sie verloren durch die Verfolgungen den größten Theil ihrer Bichöfe, und das Mittel der Flucht in einen benachbarten Staat, wodurch sich die sogenannten Nestorianer gerettet hatten, war für sie gänzlich unbrauchbar. Wohin fliehen, da eben diese chaldäische Christen, ihre erklärtesten Gegner, jenseits des Euphrats die herrschende Kirche waren?

In dieser unglücklicheu Periode that ein Mönch, Jakobus Baradäus, den Monophysiten eben denselben Dienst, welchen Barsumas den chaldäischen Christen geleistet hatte. Der Enthusiast eilte von einer Provinz des Orients in die andere, durchzog Egypten, Syrien, Mesopotamien, Armenien, ordinirte seiner Partie eine große Menge Bischöfe, und stiftete für dieselbe endlich auch ein eigenes Patriarchat zu Antiochien. Jtzt war die Trennung der Monophysiten von der herrschenden Kirche gleichsam auf ewig vollendet: sie hatten nun ihre eigene ganz für sich bestehende Hierarchie: sie breiteten sich, nachdem diese ganz eingerichtet war, in Syrien, Mesopotamien, Armenien, Egypten, Nubien und Abyssinien immer mehr aus. Ihrer wurden im Orient so viele, daß der Patriarch von Antiochien nicht mehr alle regieren konnte: es entstund deswegen in folgenden Zeiten an den Gränzen von Armenien ein eigener Primas zu Tagrit. Die Araber, als sie im siebenten Jahrhunderte alle erstgenannte Provinzen überschwemmten, waren einer solchen Christenpartie sehr

günstig, welche durch ihr eigenes Religionsinteresse von den Christen des großen Reichs getrennt wurde.

So hatte sich also die christliche Kirche am Ende des sechsten Jahrhunderts in drey große Haufen getheilt, deren Unterscheidungszeichen anfangs theils auf Mißverständniß, theils auf verschiedenem theologischen Sprachgebrauch beruhte. Nachdem jeder dieser Haufen ein Paar Jahrhunderte lang seine eigene Schicksale erlitten, seinen eigenen Weg der Bildung gegangen war, so sahen sie sich freylich unter einander so unähnlich, daß man kaum ehmahlige Brüder an ihnen erkennen konnte.

§. 40.

Folgen dieser Controversien für die ganze Theologie.

Bey allen diesen theologischen Controversien, welche nun seit dem Jahre 431 bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts mit so vielem stets neu aufflammendem Eifer geführt wurden, war nur das wenigste, daß dadurch einige neue Bestimmungen in die Dogmatik kamen: aber die Art, wie gestritten worden war, gab der ganzen theologischen Denkungsart dieses Zeitalters eine besondere Richtung, brachte gewisse theologische Moden auf, welche leider nicht die Wandelbarkeit der Moden hatten, sondern unauslöschlich tief dem menschlichen Geiste sich eindrückten. Zwar schon vor der nicäischen und ephesischen Synode hatte man

immer sehr darauf gesehen, nicht anders zu denken, noch zu sprechen, als Väter und Vorväter gedacht und gesprochen hatten: die Entscheidungen der Synoden wurden stets für etwas verehrungswürdiges gehalten, und, ungeachtet der sichtbaren Widersprüche, welche sich zwischen denselben befanden, auf das heiligste befolgt: aber es blieb dabey doch immer eine gewisse Freyheit, weil die Väter von manchen Sachen gar nicht geschrieben, oder wenigstens verschieden sich ausgedrückt hatten. Jtzt gewöhnte man sich in den arianischen und monophysitischen Streitigkeiten, immer nicht so wohl aus der Bibel seinen Gegner zu widerlegen, aus der Bibel seine Meinung zu behaupten, als vielmehr Stellen der Kirchenväter zusammenzuraffen, und zu zeigen, daß diese gewissen Ausdrücken sich widersetzt, gewisse Ausdrücke gebilligt hätten. Hieraus entsprang ein Proceß ins Unendliche, der sich drehen ließ, wie man wollte, weil es immer gewisse Stellen der Kirchenväter gab, aus welchen man seine Meynung beweisen konnte. Die Bibel wurde dabey nach und nach ganz vergessen; und da selbst auch die Exegese Tradition war, so nützte ihr Gebrauch nur wenig. Hielt man schon Meinungen einzelner Väter so heilig, so mußte die allgemeine tiefe Verehrung der Aussprüche der großen Synoden noch höher steigen. Diese galten als Stimme der ganzen Kirche ihres Zeitalters. Es war allgemeiner Wetteifer der verschiedenen Partien, in keinem Puncte von dem abzuweichen, was auf der nicäischen Synode ausgemacht worden war; und wie in der Folge durch die ephesi-

sche und chalcedonische Synoden immer ein neuer Zankapfel in die Mitte geworfen wurde, so glaubte man von dem Verdachte des sogenannten Nestorianismus nicht besser frey werden zu können, als wenn man für die ephesische Synode sehr eifrig stritt; und wer nicht die chalcedonische Synode recht apotheosirte, der war als Monophysit verdächtig.

Eine zweyte nothwendige Folge dieser Zänkereyen war Einmengung der Philosophie in die Theologie. Die monophysitischen Streitigkeiten liefen so in die feinste Unterscheidungen und spitzfindigsten Terminologien hinein, daß aristotelische Philosophie ganz unentbehrlich wurde. So verlor die christliche Glaubenslehre ihre Einfalt und sorglose Unschuld, und war im sechsten Jahrhunderte für das Herz des Menschen weit nicht mehr dasjenige, was sie im dritten Jahrhunderte war. Auf den theologischen Streitfragen von einer oder zwey Naturen beruhte im Orient selbst die Summe der Volksreligion. Weil Nestorius Anfangs Anstand genommen hatte, den Namen Gottesgebährerin ganz unbestimmt zu gebrauchen, so beeiferten sich alle in die Wette, die Maria recht zu erheben; der Monophysit that es kraft der Hypothesen seines Systems, und der Orthodoxe, um nicht Ketzer zu scheinen. Religion und Theologie war im Orient ein verunstaltetes Gewebe von Aberglauben und sectirischer Grübeley. Um Bestimmungen der Heilsordnung bekümmerte sich der Orientaler fast gar nicht; die größten wichtigsten Religionswahrheiten wurden unter ei-

nem Schwall von Spitzfindigkeit und Albernheiten erstickt. Wer sollte es glauben, daß Mahomed der Betrüger eine bessere Religion aus seiner arabischen Wüste hervorbrachte, als die damalige christliche war?

§. 41.

Pelagianische Streitigkeiten.

In die occidentalischen Kirchen waren nun zwar alle diese Streitigkeiten weit nicht so sehr eingedrungen; der Bischof von Rom nahm wohl an den meisten innigsten Antheil, aber die wenig beträchtlicheren Kirchen, und noch mehr das Volk, erfuhr wenig davon; selbst die Sprache schien nicht den Reichthum und die Biegsamkeit zu haben, um an solchen Spitzfindigkeiten Theil nehmen zu können. Durch den Einbruch der barbarischen Völker war auch der Clerus größtentheils in eine tiefe Unwissenheit versunken: er hatte sich seiner Existenz zu erwähren, wie konnte er an Gelehrsamkeit und Ausbreitung theologischer Kenntnisse denken? Aber noch ehe diese traurige Periode erschien, brach im Occident eine Glaubensstreitigkeit aus, welche zwar nicht dadurch merkwürdig wurde, daß sie zu Entstehung einer besondern Christenpartie Veranlassung gab, aber auf unsere gegenwärtige Dogmatik einen viel tiefdringendern Einfluß hatte, als nestorianische und monophysitische Zwistigkeiten.

Pelagius, ein frommer Mönch aus Britannien,

auch nach dem Maaß seines Zeitalters gelehrt, denn er verstand griechisch, war über den tiefen Verfall der Frömmigkeit seiner Zeiten äußerst betrübt, und eiferte mit allem Ernst für das practische Christenthum. Er drang in seiner Vorstellung beständig darauf, wie es allein bey dem Menschen stehe fromm zu werden. So predigte er lange Zeit in Rom, und niemand erinnerte dagegen. Als Alarich (409.) Rom auf das grausamste verwüstete, so flohen Pelagius und sein Freund Cälestius nach Afrika herüber, und da der letztere einen Platz unter den Ältesten der Kirche zu Karthago sucht, so macht er sich wahrscheinlich dadurch einen Diakonus Paulin zum Feind, der ihn bey dem Bischof als einen Ketzer angab, welcher nicht richtige Begriffe von den Gnadenwürkungen habe. Man hält über den Fremdling Synode, er wird verurtheilt. Pelagius war (412.), noch ehe diese Händel ausbrachen, nach Palästina abgegangen, und fand dort vielen Beyfall, weil die morgenländischen Bischöfe in der Lehre von der Gnade schon vorher ihm ähnlicher dachten, als die abendländischen. Augustin, der schon über sechzehn Jahre das Orakel der afrikanischen Kirche war, so bald er von dieser neuen Ketzerey hörte und vernahm, daß der Hauptketzer schon nach Palästina gegangen sey, schickt gleich einen Freund hin, der die Bischöfe auf den verdächtigen Mann aufmerksam machen soll, und hetzt dem Ketzer einen Mönch auf den Hals, der an Fertigkeit und Grobheit im Polemisiren nicht leicht seines Gleichen gehabt haben mag. Leider war dieser Hieronymus

ein Mann, dem es gewiß an Genie und Kenntnissen nicht fehlte, aber an Mäßigung, und kaltblütigem Urtheile, besonders wenn von Orthodoxie oder Heterodoxie die Rede war. Ungeachtet Augustin alles im Orient zu bestellen suchte, so schien doch Pelagius zu siegen. Die Afrikaner suchten deswegen den römischen Bischof in die Partie zu ziehen, bald gelang es, bald mißlang es; denn Cälestius wußte durch zweydeutige Glaubensbekenntnisse den untrüglichen Bischof zu täuschen. Noch war eine einzige Maschine übrig, die man spielen lassen konnte. Augustin galt alles bey dem Gouverneur in Afrika, und hatte auch zu Constantinopel einen außerordentlichen großen Nahmen. Bloß auf seinen Nahmen hin wurden sehr strenge Gesetze gegen die Pelagianer gegeben; sobald aber der kaiserliche Hof Strafgesetze gegeben hatte, so vereinigte sich alles gegen dieselben.

Pelagius und seine Partie, so weit sie mit einander übereinkamen, scheinen der Meynung gewesen zu seyn, daß wir durch Adams Fall gar nichts verloren hätten, daß der Tod ganz natürliche Einrichtung der menschlichen Natur sey, daß es ganz in unsern Kräften stehe, durch Befolgung der Gebothe Jesu Christi ewig selig zu werden. Augustin, besonders beym Polemisiren sehr zum Überspannen geneigt, schloß bey dem Werke der Bekehrung und Beglückung der Menschen so sehr alle Selbstthätigkeit derselben aus, daß er alles auf einen unbedingten Rathschluß Gottes gründete, und einige seiner Anhänger in

Afrika und Frankreich gingen noch einen Schritt weiter, und behaupteten, daß der Mensch nicht zur Seligkeit und Verdammung, sondern auch zu Tugend und Laster prädestinirt sey. So übertriebene Sätze mußten nothwendig Widerspruch finden. Die occidentalische Kirche war in allzuhäufiger Verbindung mit der orientalischen, daß sich nicht die aufgeklärteren Begriffe der letztern auch der erstern hätten mittheilen sollen. Es erhub sich eine gewisse Partie, der das mittlere Zeitalter den Nahmen Semipelagianer gab, die nicht ganz alle unmittelbare Wirkung Gottes auf die Seele des Menschen läugnete, aber sie nicht als unentbehrlich nothwendig, sondern als Erleichterungsmittel für unsere Bekehrung ansah. Der Hauptschauplatz dieser Streitigkeiten war Gallien, und vorzüglich Mönche waren es, welche den semipelagianischen Meinungen beytraten. Die Hülfe des Bischofs von Rom entschied auch hier dee Sieg der augustinischen Partie, und da einmal die Sache des Augustin zur Sache des römischen Bischofs gemacht war, so verschaffte das immer steigende Ansehen des römischen Bischofs auch dem dogmatischen Credit des Augustinus eine beständige Fortdauer. Überdieß hatte die Gegenpartie keinen Schriftsteller, der so feurig, und unerschöpflich, so voll des lebhaftesten Witzes gewesen wäre, als Augustinus; und da die Welt von jeher auch übertäubt werden konnte, so behaupteten sich die Meinungen des fruchtbaren Schriftstellers. Die lateinische Hermenevtik dieser Zeitalter mußte sie noch mehr begünstigen, und man hatte bey

Augustin immer den Vortheil, Prädestination und Semipelagianismus aus ihm erweisen zu können, denn wenige Schriftsteller sind sich so ungleich wie er, und zeigen in ihren Schriften ein so unverkennbares Gepräge der Zeit und Veranlassung, bey welcher sie geschrieben wurden.

Außer den Pelagianern kämpfte Augustin mit Manichäern und Donatisten. Diese zwey Partien waren zu seiner Zeit in Afrika sehr mächtig, und der Eifer gegen die erstere drang ihn um so stärker, da er selbst ehemals ein Manichäer gewesen war.

§. 42.

Priscillianisten.

Der Manichäismus, oder die Lehre von zwey Grundwesen, einem guten und bösen, und die gewöhnlich damit verbundene Moral hatten sich besonders im vierten Jahrhunderte im Occident gar sehr ausgebreitet. Die Kaiser wütheten mit Verfolgungsgesetzen gegen die Anhänger desselben, und, diesen Verfolgungen zu entgehen, änderten die Manichäer ihre Nahmen, was sie meistens auch ohne Betrug beinahe thun mußten, wenn sie sich etwa von einem neuen vorzüglichen Anführer benannten. So die Priscillianisten in Spanien. Ein berühmter spanischer Bischof Priscillian ließ sich von einem Egyptier Marcus zur Annahme der manichäischen Hypothesen verleiten: sein Beyspiel schien sehr gefähr-

lich, weil er sonst ein Mann von großen Talenten und großem Ansehen war. Zuerst ver rieb man ihn mit seinen Anhängern aus Spanien, und wie er sich auf seiner Flucht durch Gallien auch dort Anhänger machte, zu Rom einige Hülfe vom Kaiser zu erhalten wußte, so brachten es endlich die Bischöfe dahin, daß man zu Trier (385.) eine sehr scharfe Untersuchung gegen dieselbe anstellte, und sie zum Tode verurtheilte. Das erste Beyspiel, daß ein Mann sterben mußte, weil er ein Ketzer war, und damahls ein noch so befremdendes Beyspiel, daß manche Bischöfe mit christlichem Nachdruck dagegen protestirten. Noch bis ins sechste Jahrhundert erhielt sich diese Partie in Spanien, und nur die Eroberung der Araber, oder vielleicht die mehr als ein Jahrhundert frühere Bekehrung des arianischen Königs Reccared, verursachte den gänzlichen Untergang derselben.

§. 43.

Geschichte der Donatisten in dieser Periode.

Die Donatisten, diese nach ihrer ganzen Entstehung völlig locale Secte für Afrika, hatten schon vor der nicäischen Synode in ihren Streitigkeiten gegen die Katholiken kraft wiederholter kaiserlicher Edicte völlig verloren. Doch breiteten sie sich unaufhaltbar in allen Gemeinden von Afrika aus, und ihr Fanatismus wurde durch die erlittenen Verfolgungen nur noch mehr entzündet, weil er ganz der Fanatismus eines rasenden Haufens war, der die schrecklichsten Ge-

walthätigkeiten gegen die große Kirche verübte. Als Constantin (337.) nach seines Vaters Tode Afrika zum Regierungsantheil bekam, so gab er sich Mühe, die Partien mit einander auszusöhnen. Er schickte ein Paar Gesandte nach Afrika, die zugleich den Auftrag hatten, im Nahmen des Kaisers Almosen unter das Volk auszutheilen, oder unter einem frommen Vorwande einen großen Haufen Pöbels erkaufen sollten. Die donatistischen Bischöfe verboten den ihrigen aufs äußerste, diese schändliche Almosen anzunehmen, und wurden endlich so hitzig, daß sie die Circumcessionen zu Hülfe riefen. Diese letztere waren ein Schwarm fanatisch rasender Bauren, welche, nur mit dem Unterschied eines rasenden Deutschen und eines rasenden Afrikaners, fast ganz eben die Rolle spielten, welche unsere deutsche Bauren zur Zeit der Reformation zu spielen Lust hatten. Die kaiserlichen Gesandten, welche von dem Gouverneur in Afrika Hülfe erhielten, waren so glücklich, die Donatisten samt ihren Bundesgenossen in einer offenen Feldschlacht zu überwinden. Dreyzehn Jahre lang waren nun diese unglücklichen Schismatiker ein Schlachtopfer ihrer aufgebrachten Gegner: keine Grausamkeit ist, welche nicht an ihnen verübt worden wäre, aber auch keine Grausamkeit, welche sie nicht an ihren Gegnern verübten, da sie unter Julian wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen durften. Sie machten sich trotz aller kaiserlichen Gesetze so mächtig, daß sie zu Ende des vierten Jahrhunderts über vierhundert Bischöfe zählen konnten. Doch bald war diese

Zeit ihres höchsten Flors vorüber. Mit den letzten Jahren des vierten Jahrhunderts trat Augustin auf, der gegen sie schrieb und disputirte, mit seiner Thätigkeit ganze Synoden belebte, den kaiserlichen Hof zu Strafgesetzen bewog, und den Gouverneur von Afrika zu Beobachtung derselben ermunterte. Es war, als ob er es für Bestimmung seines Lebens gehalten hätte, die Donatisten zu vertilgen, und sein Eifer traf gerade den rechten Zeitpunct, da die Donatisten selbst unter sich in Partien getheilt waren. Eine der wichtigsten Begebenheiten dieser augustinischen Periode war das feyerliche Religionsgespräch, welches (411.) in Gegenwart eines kaiserlichen Ministers Marcellin zu Chartago zwischen beiden Partien gehalten wurde. Zweyhundert sechs und achtzig katholische Bischöfe, nebst einer fast ganz gleichen Anzahl donatistischer Bischöfe erschienen zusammen: drey Tage lang dauerte die Dispüte, die Katholischen waren gelehrter und bescheidener als die Donatisten, und die Sentenz des Ministers war ihnen günstig. Die Prostitution, welche die Schismatiker bey dieser Gelegenheit erlitten, schien ihrer ganzen Macht äußerst nachtheilig zu werden, sie nahmen seit dieser Zeit beständig ab, aber unter der Regierung der Vandalen erholten sie sich wieder ein wenig, oder diese Zwischenzeit machte vielmehr nur, daß ihr Untergang langsamer erfolgte.

Man kann nicht leicht bey einer Partie so deutlich, als bey den Donatisten, sehen, wie sich ihre Begriffe während dem Disputiren mit ihren Gegnern nach und nach mehr erweitert und bestimmt

haben. Man fieng von dem einfachen unbedeutend scheinenden Satz an: der kann kein rechter Bischof seyn, den ein Traditor ordinirt hat; man schritt weiter fort, und fragte überhaupt, was Kennzeichen der wahren Kirche seyen. Die katholische Partie behauptete: wahre Kirche sey die, welche den größten Umfang von Ländern und Völkern begreife; die Donatisten glaubten es bloß von derjenigen, in welcher keine grobe ärgerliche Sünder geduldet würden. Beyde Theile kamen mit einander überein, daß es nur eine wahre Kirche gebe, d. i. nur eine gewisse äußere Gesellschaft, in deren Verbindung man hoffen könne, selig zu werden, in welcher die Sacramente so ausgetheilt würden, daß man den heiligen Geist durch dieselben empfange.

Es bildete sich unter diesen Streitigkeiten der Artikel von der Kirche in diejenige Form, welche er noch großentheils gegenwärtig in der römischkatholischen Dogmatik hat. Fast schienen itzt, die Sache nach den häufigen gewöhnlichsten Deutungen zu betrachten, der Verfolgungsgeist und die Intoleranz in der Dogmatik ihre eigene beurkundende Paragraphen zu erhalten. Wie viel Schaden richtet nicht oft ein einziger Schriftsteller in der Welt an! Augustin war herrschender Schriftsteller unh Hauptlectüre des mittlern Zeitalters; aus ihm nahm man damahls die ganze Lehrform des Artikels der Kirche, also auch alle diejenigen verabscheuungswürdigen Grundsätze in Behandlung der Ketzer, welche er, hingeris-

sen vom Eifer, oft härter ausgedrückt als wirklich ganz im Sinne gehabt haben mag.

§. 44.

Origenische Streitigkeiten.

Bey allen bisher erzählten Streitigkeiten war die Bewegung nur durch verschiedene Vorstellungsarten eines gewissen einzelnen Glaubenspuncts verursacht oder befördert worden; ausgebreiteter ist der Streit, welcher aus der origenischen Theologie entsprang. Origenes hatte gesucht, der Theologie seiner Zeiten mehr Verfeinerung und philosophischen Anstrich zu geben, und dieser philosophische Anstrich war freylich nur für seine Zeiten: aber wie konnt' es auch anders seyn? Doch selbst schon dieses war einem großen Theil homiletischgewöhnter Theologen höchst ärgerlich, und ihr Haß gegen Origenes erhielt einen guten Vorwand, da sich die Arianer auf die Schriften desselben häufig beriefen. Es mußte aber doch noch ein Stoß von außen hiezu kommen, wenn aus einer bloß verschiedenen Werthschätzung der Schriften eines längst verstorbenen Theologen eine eigentliche Streitigkeit entstehen sollte. Epiphanius, ein Bischof aus Cypern, schwacher Einsichten aber wilden Eifers, gab diese äußere Veranlassung. Er war dem Bischof von Jerusalem Johannes, einem bekannten Origenisten, ohnehin nicht hold, predigte und eiferte also gegen ihn als einen Ketzer, und zog durch sein Geschrey für Orthodoxie auch den Hiero=

nymus in seine Partie, der sich für nichts so sehr fürchtete, als für dem Ketzernahmen. Hieronymus Schriften gegen den Rufinus, den lateinischen Übersetzer einiger Schriften des Origenes, werden schwerlich jemals an Ungezogenheit übertroffen werden. Hier blieb es aber doch nur bey persönlichen Grobheiten zweyer Gelehrten gegen einander: zu Alexandrien kams zum Handgemenge. Der Bischof von Alexandrien Theophilus hatte mit den scetensischen Mönchen vielerley Verdrüßlichkeiten, und weil er ihnen nicht besser beykommen konnte, als wenn er sie in den Verdacht einer Ketzerey brachte, so bestrafte er sie wegen ihrer Liebe zu den Schriften des Origenes, hielt (399) Synode über diese Sache, und exequirte selbst mit gewaffneter Hand das Anathem derselben. Den Mönchen war zuletzt nichts übrig, als Flucht nach Constantinopel, und Chrysostomus, damals Bischof von Constantinopel, warf sich zwar nicht zum Richter auf zwischen dem Bischof und den Mönchen, aber er machte gewissenhaft den Neutralen und Mitleidigen. Alles war damals am kaiserlichen Hof über den redlichen Chrysostomus wegen seiner scharfen Predigten schon vorher unzufrieden: Theophilus und die Kaiserin Eudoxia, erklärte Gegnerin des Bischofs, fanden sich also gleich zusammen, und so sehr sich das Volk zu Constantinopel für seinen geliebten Homileten wehrte, so mußt' er doch endlich, durch eine zweymalige Synode besonders auch wegen seiner Liebe zum Origenes verurtheilt, auf eine elende Art im Exil sterben. Die Origenisten zu Alexandrien und Constanti-

nopel, in ihrer Ruhe so sehr gestört, setzten sich vorzüglich in Palästina, und die Mönche, unter welchen Haß und Liebe zu dem Origenes vorzüglich herrschend waren, lieferten einander ordentliche Schlachten. Das Edict Justinians, worin er die Origenisten verurtheilte, machte zwar den Streitigkeiten noch nicht völliges Ende, aber schwächte doch den kriegerischen Eifer der origenischen Partie.

§. 45.

Veränderungen der Theologie, welche nicht aus Controversien entstunden.

So stritt man über den Werth einzelner Lehrsätze und Meinungen: alles hieng von der Richtung ab, welche die Speculationen und der Eifer der Menschen durch äußere Veranlassungen bekamen. Indeß man aber hier mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit auf jede kleine Abweichung von orthodox herkommlichen Ausdrücken Acht hatte, so schlichen sich in die wichtigsten Theile der praktischen Religion die gefährlichsten Irrthümer ein, erhielten nach und nach ein gewisses Gewohnheitsrecht, das viel gefährlicher und unverletzlicher ist, als alles, was auf Synoden ausgemacht wird. Die Verehrung der Märtyrer *),

*) Übertriebene oder ungegründete; aber auch nur diese kann bey einer Religionsgemeinde tadelhaft seyn, die sich noch mit frommer Freude des Edel-

das Possenspiel mit den Reliquien, ein gewisser frommer Ceremonienschnitt des äußern Gottesdiensts wurden immer höher getrieben: nicht nur Verdienstlichkeit guter Werke überhaupt, sondern meist gerade solcher, welche den mönchischen Gesinnungen dieses Zeitalters recht angemessen waren, galt beynahe als entschiedener Glaubensartikel. Fasten und ehelos leben war ein vorzüglicher Grad der Heiligkeit, und zu seinem großen Verdruß mußte besonders der Clerus diese Gesetze der Frömmigkeit sich einschärfen lassen.

Hie und da stunden wohl ein Paar Mißvergnügte auf, welche überhaupt gegen alle diese Begriffe mönchischer Frömmigkeit als gegen Aberglauben eiferten: doch ihr Widerspruch machte kaum einiges Aufsehen; das ganze Zeitalter hatte sich einmal entschieden, und die einmal zu Axiomen des gesunden Menschenverstandes erhobenen Schwärmereyen hatten in alle Theile der damaligen Sitten und Verfassungen einen so großen Einfluß, daß nur Widerspruch etlicher Männer keine Revolution bewirken konnte. Jovinian, ein italiänischer Mönch ungefähr zu Ende des vierten Jahrhunderts, behauptete, es liege in Rücksicht auf ewige Seligkeit gar nichts daran, ob man verheurathet, oder ledig sey, überhaupt hänge der Grad unserer Seligkeit von der Ver-

---

muths erinnert, womit ihre Zeugen für die anerkannte Wahrheit ihrer Lehren in den Tod zu gehen im Stande waren. D. H.

dienstlichkeit guter Werke nicht ab. Sie hielten nicht nur eine Synode gegen den armen Mönch, sondern Hieronymus that ihm vollends noch im Grabe alle Schmach an, welche ein Ketzer erwarten mußte. In Syrien sammlete sich ein frommer Mann, Namens Audius, einen eigenen Haufen. Er hatte sich gegen das gottlose Leben der Bischöfe fast zu Tode geeifert, und weil man ihm seinen Eifer mit der härtesten Begegnung lohnte, so trennte er sich endlich ganz von der Kirche, ging unter die Gothen, und pflanzte dort für seine Separatisten eine eigene Gemeinde. Der aufgeklärteste unter allen diesen Mißvergnügten scheint ein spanischer Ältester Vigilantius gewesen zu seyn. Auf seinen Reisen nach Palästina und Egypten hatte er das Christenthum seines Zeitalters auch in diesen Ländern kennen gelernt, schrieb bey seiner Rückkunft gegen den Aberglauben seiner Zeiten, lachte über die den Märterern bewiesene Verehrung, über die Wunder und über das Brennen der Wachslichter bey den Gräbern derselben, über das ewige Wallfahrten, Fasten und Ehelosleben. Hieronymus wußte ihn zum Stillschweigen zu bringen, denn er mißhandelte ihn wie den Rufin und Jovinian.

§. 46.

Veränderungen der Lehre von der Taufe und vom Abendmahl.

Bey so sehr verschlimmerten Begriffen der Christen mußte sich nothwendig auch das ganze Äuße-

re des Gottesdiensts ändern, und nirgends war dieser Einfluß sichtbarer, als bey den zwey feyerlichsten Religionshandlungen, der Taufe und dem Abendmahl. Man war in der vorigen Periode gar nicht voreilig mit dem Taufen. Kindertaufe vorzüglich, so wie wir sie gegenwärtig haben, war gewiß nicht allgemeine Christensitte. Auch bey Alten hatte man sich gar nicht mit der Taufe beeilt; man glaubte sogar Vortheil davon zu haben, wenn sie fast bis auf den Augenblick des Todes verschoben wurde. Mit dem Fortgange der gegenwärtigen Periode, war das alles, besonders im Occident, ganz anders. Sobald sich Chlodováus entschloß, ein Christ zu werden, so mußte er sich sogleich ohne langfortdaurenden vorhergehenden Unterricht taufen lassen: es war, als ob man diese öffentliche feyerliche Handlung als Mittel brauchen wollte, ihn bey dem Christenthum desto fester zu halten. Ein großer Theil der neubekehrten occidentalischen Christen genoß vor der Taufe fast gar keinen Unterricht, man schien zu glauben, daß es mit dem Christwerden keine Noth haben könne, wenn nur erst die Taufe geschehen sey. Wegen der Taufgebräuche selbst, und besonders der Taufformel läßt sich zwar wegen Verschiedenheit der Länder und wegen der schnellen Abwechslung solcher Gebräuche gar nichts allgemeines sagen, aber die rührende Einfalt der vorigen Zeiten war doch überall, auch hier verloren. Doch neigte sich nicht alles so sehr zur Verschlimmerung, als bey der Begehung des Abendmahls. Es war nun nicht mehr gewöhnlich, daß bey jeder Zusammenkunft der

Gläubigen das Abendmahl von allen genossen wurde, man fing an, etwa nur des Sonntags Abendmahl zu halten. Der Altar wurde in einer gewissen Entfernung mit Schranken umgeben, innerhalb welche kein Laie sich wagen durfte. So nahe am Altar genoß nur der Clerus das Sacrament, den Laien wurde es von den Presbytern gebracht. Die Gebethsformel bey der Consecration war vorgeschrieben, und nicht mehr freye Andacht des Priesters. Kaum zwanzig Jahre, nachdem das Christenthum herrschend geworden war, mußte schon Synodalverordnung (Can. Antioch. II.) gemacht werden, daß man in der Kirche auch bey dem Gebethe und bey dem Genusse des Abendmahls bleibe: und zu Anfange des sechsten Jahrhunderts war es wenigstens in Gallien nothwendig, Gesetze zu machen, daß doch jeder Christ, Weihnachten, Ostern und Pfingsten das Abendmahl genießen solle. Es war, als ob die vielen Oblationen den Christen beschwerlich geworden wären, und überhaupt zog sich das Volk immer mehr von dieser Religionshandlung zurück, je mysterieuser nach und nach die Begriffe von derselben wurden, und je mehr man ihr nach und nach die Gestalt eines Opfers gab. Weil man aus der Handlung des heiligen Abendmahls vor den Katechumenen ein Geheimniß machte, so gewöhnte man sich an dunkle, feyerlich unverständliche Ausdrücke. Verwandlung des Brots und des Weins in Leib und Blut Christi scheint zwar noch nicht angenommen worden zu seyn, aber die Kirchenväter hatten doch, wenn sie davon sprachen, eine so bunte Phraseologie, daß man ihnen wohl alle

Ehre anthut, wenn man vermuthet, sie hätten sich selbst nicht verstanden. Man gab dieser Religionshandlung keine Benennung mehr, wodurch ihre ganze Absicht und völlige Beschaffenheit ausgedrückt worden wäre: im Occident erscheint nun schon besonders im sechsten Jahrhunderte das Wort missa, in seiner engsten Bedeutung vom Abendmahl allein genommen. Wie unschuldig war nicht der Ursprung dieses in der Folge so mißverstandenen und so mißbrauchten Worts!

§. 47.

Letztes Resultat der Geschichte dieser Periode.

Was hatte denn also — alles gegeneinander abgerechnet — der menschliche Verstand innerhalb der drey Jahrhunderte, deren Geschichte wir nun übersehn, an besserer Richtung oder an glücklicherem Fortgange gewonnen? trug auch christliche Religion etwas zum Wohl des Ganzen bey, oder schränkte sich ihre Wirkung nur auf die Beglückung einzelner wenigen ein, welche auch aus der sehr verfälschten Religion immer noch für sich Nutzen zogen, wie man auch aus trüben Quellen den Durst löscht. Die Beantwortung dieser Fragen fällt anders für den Orient als für den Occident aus. Die ganze Verfassung der orientalischen Kirche war so beschaffen, daß der menschliche Verstand nothwendig hier immer tiefer sinken mußte. Schwache Regenten; eine Verfassung bey Hofe, wo kein großer Mann aufkommen konnte; Erschlaffung im Genusse der ekelhaftesten Wollüste; keine Phi-

losophie, welche den Geist zum nützlichen Nachdenken hätte wecken können, sie war entweder bloß aristotelische Terminologie, oder neuplatonischer Fanatismus. Durch die Streitigkeiten, welche man über die Entwicklung einzelner Lehrpuncte führte, hätte zwar der menschliche Geist zum folgereichen Nachdenken, zur Zusammenfügung eines Systems gewöhnt werden sollen, aber man wirbelte sich ewig auf dem Puncte herum, auf den man einmahl hingestoßen war, ohne an die angränzenden Stücke oder an das Ganze zu denken. Überdieß wurde Auctorität eines gewissen Satzes nie dadurch entschieden, daß die Wahrheit desselben von einem trefflichen Kopfe nach allen ihren Gründen entwickelt worden wäre, sondern Gewaltthätigkeit eines mächtigern Bischofs, oder Partiegeist eines gewissen kaiserlichen Ministers machte selbst auch den Sieg der Wahrheit zum bloßen Zufall. Die damahlige christliche Religion hatte wirklich an dem Zerfalle des orientalischen Kaiserthums großen Antheil. Jede neuentstandene Glaubensstreitigkeit weckte immer die heftigsten Staatserschütterungen. Die Mönche waren so furchtbar, als weiland die Strelitzen in Rußland, und Muhammed machte sich dadurch einen sehr gebahnten Weg zu seinen Eroberungen, daß er den mißvergnügten Partien Religionsfreyheit versicherte.

Im Occident schaffte die christliche Religion den verschiedenen Staaten, in welchen sie herrschte, und den Nationen, welche dieselbe aufnahmen, den ausgebreitetesten Nutzen. Sie milderte allmählig die Sitten der rohkriegerischen Völker, welche

sich in die Trümmer des abendländischen Kaiserthums theilten; sie erhielt bey dem allgemeinen Zerfall immer noch einige Aufklärung, einen Funken, der bald oder spät Luft gewinnen und zur lichten Flamme auflodern mußte; sie verband Nationen unter einander, die sich vielleicht sonst selbst bey zusammenstoßenden Gränzen kaum um einander bekümmert haben würden, und ohne sie wäre wohl der Occident, der vorher ein politisches Ganzes war, vielleicht zu ewig unwiederbringlichem Schaden der Menschheit in mehrere, völlig vereinzelte, Theile zerfallen. Die ganze Beschaffenheit jener Zeiten scheint fast allzusehr außer unsrem Gesichtskreise zu seyn, als daß wir das Wohlthätige der Asylen, den Nutzen eines so regelmäßig eingerichteten Priesterstands, als der katholische ist, und die noch nie genug geschätzten Vortheile des ersten occidentalischen Mönchswesens recht fühlen könnten.

325 Erste ökumenische Synode zu Nicäa. Arius verliert. Der Streit wegen der Zeit des Passah entschieden. Sichtbare Spur der großen hierarchischen Aristokratie.

337 Der kaum getaufte Constantin der große stirbt. Constantin. Constantius. Constans.

344 Synode zu Sardica; damahls weniger merkwürdig, als durch neuere Verdrehungen ihrer Geschichte.

361 Julian wird Kaiser.

371 Athanasius und Lucifer werden endlich im Tode ruhig; zwey Männer, die mit ganz

verschiedenen Mitteln und Fähigkeiten auf einen Zweck hin arbeiten.

378 Damasus, endlich troß der Partie des Ursicinus Bischof von Rom, erhält vom Kaiser Valentinian ein wichtiges Privilegium. Auf Zuspruch des Damasus, macht sich Hieronymus um die lateinische Bibelübersetzung verdient.

381 Synode von Constantinopel. Erste Epoche der Macht des dasigen Bischofs. Macedonius verliert.

395 Arcadius und Honorius theilen das Reich. Bald darauf wird der thätige Augustin Bischof zu Hippon. Wehe den Donatisten!

400 Origenische Unruhen in Egypten, und Gothen unter Alarichs Anführung in Italien.

409 Alarichs Eroberung von Rom gibt entfernte Veranlassung zu den pelagianischen Unruhen, welche zwey Jahre nachher zuerst zu Carthago ausbrechen.

412 Dem gewaltthätigen Theophilus folgt auf dem alexandrinischen Bischofstuhl sein schändlicher Schwestersohn Cyrillus. Wie viel Übels dieser Mann bis zu seinem Todesjahre 444 angerichtet hat!

418 Zosimus, der wankelmüthige Freund und Gegner der Pelagianer, stirbt. Entstehung des spanisch-westgothischen Reichs zu Toulouse.

420 Der Polemiker zu Bethlehem, Hieronymus, stirbt alt und lebenssatt. Dreyzehn Jahre vorher war Chrysostomus zu sei-

ner Ruhe eingegangen: aber Augustin hat den Hieronymus noch zehn Jahre überlebt.

430 Die Vandalen belagerten gerade Hippon, wie Augustin daselbst stirbt, und das Einladungsschreiben von Constantinopel nicht mehr erhält, daß er auf eine Synode nach Ephesus kommen solle, wo man untersuchen müsse, ob der Bischof von Constantinopel (Nestorius) oder der von Alexandrien (Cyrillus) ein Ketzer sey.

431 Schandscenen zu Ephesus. Von der Antialexandrinischen Partie höchst merkwürdig Theodoret, Bischof von Cypern, und Ibas von Edessa. Den Lehrer Theodor von Mopsvest ließ man noch im Grabe ruhen.

432 Trüglicher Friede zwischen den Morgenländern und Cyrillus.

449 Räubersynode. Hengst und Horst, treulose Retter der bedrängten Britten.

451 Auf der Synode zu Chalcedon siegt Leo's dogmatischer Sprachgebrauch; aber der Bischof von Neurom bekommt zum großen Verdruß seines ältern Collegen einen sehr ansehnlichen Sprengel. Die Monophysiten oder die Alexandriner trennen sich voll Erbitterung von der katholischen Partie. Ob wohl dem Bischof Leo die Nachricht von der Schlacht bey Chalons so angenehm war als die von Chalcedon? Beyde Freuden hatte er doch noch zehen Jahre überlebt.

476 Der letzte Schatten eines römischen Kaisers im Occident geht verloren. Odoacer der Heruler.

482 Henotikon des Kaisers Zeno.

493 Der große Theodorich Herr von Italien. Cassiodor. Boethius. Symmachus.

496 Der Sieg über die Allemannen bey Zülpich bekehrt den fränkischen König Chlodowich. Der römische Bischof Gelasius, der in diesem Jahre starb, war keiner der demüthigen friedfertigen Bischöfe.

502 Syn. Palmaris.

518 Kein geringer Vortheil für den römischen Bischof, daß Justin auf den constantinoplischen Thron kommt.

527 Justinian wird Selbsthalter. Dionys der kleine war sein Zeitgenosse, denn er schrieb in der damahls gährenden Streitigkeit der scythischen Mönche.

528 Monte Cassino entsteht durch die Bemühungen Benedicts von Nursia. Einer der wohlthätigsten Männer für den Occident. Benedictinerorden.

534 Nur 95 Jahre sind die Vandalen Herren von Charthago. Gilimer von Belisar überwunden. Erneuerte Verbindung der orthodoxen Afrikaner mit Constantinopel.

540 Belisar macht seinen Kaiser auch zum Herrn von Italien. Die römischen Bischöfe werden Unterthanen Justinians. Das gothische Reich erhält sich zwar mühselig noch 13 Jahre.

545 Signal zum Dreycapitelstreit, bey welchem

sich der wankelmüthige Bischof von Rom Vigilius prostituirt.

550 Jakob Baradäus.

553 Synode zu Constantinopel. Die Origenisten sind zwar hier nicht verdammt worden, aber Justinian hat seine kaiserliche Heterodoxie canonisiren lassen.

565 Verlöscht mit Justinian der letzte schöne Schimmer des orientalischen Kaiserthums.

568 Longobarden rücken in Italien ein.

582 Revolution in Ansehung der Pönitenzen im Orient. Wunderlicher Streit wegen dem öcumenischen Bischof.

589 Der westgothische König Reccared tritt feyerlich auf einer Synode zu Toledo zur katholischen Religion über.

590 Gregor der große, Bischof von Rom, der sechs Jahre nach seiner Stuhlbesteigung Missionarien nach England schickt.

610 Muhämmeds Bekanntschaft mit dem Engel Gabriel fängt an.

Dritte Periode.

Von Muhämmed bis auf Gregor VII.

Muhämmed. Bonifacius unser Apostel. Rabanus Maurus. Päpstinn Johanna. Hildebrand.

Schriftsteller dieser Periode.

Die Conciliensammlungen, bey voriger Periode eine der Hauptquellen, sind besonders für die Geschichte der Glaubenslehre seit dem Ende des siebenten Jahrhundertes immer weniger brauchbar, desto mehr läßt sich für die Geschichte der Hierarchie oder des Verhältnisses der Kirche zum Staat aus denselben lernen.

Seit der Mitte des sechsten Jahrhundertes eröffnet sich eine ganz neue Quelle für die abendländische Kirchengeschichte — Jahrbücher der Orden und vorzüglich des Benedictinerordens. Die neueste beste Ausgabe

der mabillonischen Annalen des letztern erschien zu Lucca von 1739—1745. Man muß damit verbinden Ebendesselben acta Sanctor. Ord. Bened. wovon neun Folianten (Venedig 1733.) erschienen sind. Unter den verschiedenen Familien des Benedictinerordens ist die von Clugny für die Kirchengeschichte bey weitem die merkwürdigste. Auf sie muß man also bey Mabillon vorzüglich aufmerksam seyn.

Ein Buch, worin schon die reinen Resultate der Kirchengeschichte dieser Jahrhunderte enthalten wären, ist noch nicht geschrieben. Wer ein solches Werk unternehmen wollte, müßte die Geschichte der verschiedenen europäischen Reiche in dieser Periode erst sorgfältiger studieren, als von allen bisherigen Kirchenhistorikern geschehen ist. Durch die Lectüre von Hume und Schmidts Geschichte der Deutschen wird man sich von manchen hier gewöhnlichen Vorurtheilen befreyen, so wie S. Marc über die Geschichte von Italien manche allgemeine kirchenhistorische Aufklärung geben kann. Die gangbarsten Kirchengeschichtsbücher sind aus höchst sonderbaren Vorurtheilen in dem mittlern Zeitalter sehr dürftig; doch müssen Semlers selecta Capita ausgenommen werden.

Ge. Calixt hat eine besondere Kirchengeschichte des 8. 9. und 10. Jahrhunderts geschrieben. Im Jahre 1657 war aber gewiß noch

nicht die Hälfte der Quellen bekannt, aus welchen man schöpfen muß.

Wer Geschichte des Papstthums, dessen Entstehungsepoche in diese Zeiten fällt, sorgfältig kennen lernen will, bleibe nicht bey den gewöhnlichen Büchern von Mornay, Heidegger und Cyprian. Was Muratori aus Gelegenheit der Streitigkeit von Comacchio geschrieben, zeigt die römischpolitischen Verhältnisse des Papsts am besten, und seine allgemeine Geschichte kann ohne die Kenntniß der Geschichte einzelner Reiche unmöglich erlernt werden.

Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion.

§. 1.

Revolution des Muhämmedanismus.

Die christliche Religion schien vorzüglich im Orient ihrer Herrschaft so gesichert zu seyn, daß man es wohl kaum für möglich gehalten hätte, sie wieder gestürzt, oder wenigstens sehr gedemüthigt zu sehn. Bis in den entferntesten Osten Asiens drangen Missionarien der chaldäischen Christenpartie, stifteten dort blühende christliche Gemeinden, und die unermüdete Thätigkeit dieser von der großen Kirche getrennten Secten schien der Ausbreitung der christlichen Religion sehr nützlich zu werden. Selbst wenn auch eine erobernde heidnische Nation das orientalische Kaiserthum zertrümmern sollte, so war es nach der Analogie der occidentalischen Geschichte sehr wahrscheinlich, daß dieses Volk, wenn einmahl der erste Sturm vorüber seyn würde, und Aufklärung allmählig wirken konnte, endlich selbst zur Annahme der christlichen Religion sich entschließen müßte. Alles ging aber anders, als sich nach sonst gewöhnlichem Lauf der damahligen Weltbegebenheiten vermuthen ließ. Einem mehr als

vierzigjährigen arabischen Handelsmann zu Mekka, Muhämmed, kommt (kein Mensch weiß wie) in den Kopf, den Propheten zu spielen, vielleicht sich selbst, vielleicht nur andere mit Vorgebung göttlicher Eingebungen zu täuschen, und so Stifter einer neuen Religionspartie zu werden. Im ersten Acte der Comödie gings ziemlich schlecht: der neue Prophet muß (622) aus Mekka flüchtig werden; es sammelt sich aber, da er reich und aus einem edlen arabischen Stamme war, bald eine beträchtliche Anzahl von Anhängern zu ihm, er behauptet sich mit Gewalt der Waffen, und innerhalb neun Jahren ist er schon Herr eines großen Theils von Arabien und Syrien. Anfangs scheint ihm nichts so sehr wichtig gewesen zu seyn, als Behauptung der Lehre von der Einheit Gottes: Juden und Christen, wenn sie sich nur seiner Herrschaft unterwarfen, durften sich Duldung von ihm versprechen, seine Religion, ein Gemische von Juden, Christen und Heidenthum, schien auch zu einer Universalreligion aller Partien recht geschickt zu seyn. Aber der Fanatismus entzündete sich sogleich bey weitern glücklichen Erfolgen, und wurde durch die entstandenen inneren Streitigkeiten nur noch mehr genährt. Es war kein Jahrhundert verflossen, so hatten diese fanatischen Araber Persien, Syrien, einen Theil von Kleinasien, Egypten, die Küsten von Afrika, und Spanien, erobert, und wo sie Sieger waren, da mußte auch Muhämmeds Religion triumphieren. Sie predigten mit Feuer und Schwert, zertrümmerten alles wo sie hinkamen. Fast wie von der Erde hinweggetilgt waren nun die blühendsten

Kirchen des Christenthums, kaum erhielt sich ein Schatten derselben, und in allen diesen Ländern (das einzige Spanien ausgenommen), erkennt man bis auf den heutigen Tag kaum noch die Stätte, wo der Leuchter mag gestanden haben.

§. 2.

Ausbreitung der christlichen Religion in Deutschland.

Es war kein Ersatz für diesen schrecklichen Verlust, daß die christliche Religion nach und nach besonders in Deutschland einigen festen Fuß gewann, und es ging hier so langsam; unsere Voråltern bekamen auch unter dem Nahmen christlicher Religion einen so jämmerlichen fast bloß dem Nahmen nach von ihrem bisherigen verschiedenen Aberglauben, daß man nicht weiß, wenn man den Anfang wahrer christlicher Religion in Deutschland festsetzen solle. Nachdem England, Schottland und Irland noch in der vorigen Periode durch Weiber und Missionarien gewonnen worden war, so gingen aus diesen Königreichen von Zeit zu Zeit neue Missionarien zu uns Deutschen herüber; es war, als ob wir durch alle Jahrhunderte hindurch Engländern unsere Bildung zu verdanken haben sollten. Gleich in den ersten Jahren des siebenten Jahrhunderts predigte der Irländer Columban nebst seinen Gefährten den Schwaben, Baiern und Franken. Den Schwaben predigte de 1 Gefährte Columbans, Gallus. Die Ostfranken bekehrte Kilian. Ein noch viel thätigerer Mann

als diese war der Engländer Willebrod, der sich um die Bekehrung der Friesen verdient gemacht hatte. Er ließ zwar seiner Predigt durch Pipins Waffen den Weg bahnen, vielleicht war es unter einem so unpolicirten Volke nicht anders möglich, aber der unerschrockene Muth ist doch gewiß zu schätzen, womit sich diese Männer den sichtbarsten Gefahren so viele Jahre hindurch unterwarfen. Heilige waren sie zwar nicht, und auch nicht, nur nach dem Maaß ihrer Zeit, aufgeklärte Theologen: aber ein solcher Enthusiasmus kommt doch gewiß nicht in eine gemeine Seele, und hält gewiß nicht in einer gemeinen Seele gegen den Sturm so vieler Jahre aus. Alle seine Vorgänger verdunkelte der Engländer Winfrid (Bonifacius), der unserer deutschen Kirche ihre erste fortdaurende Verfassung gab. Es hätte ihm in seinem Vaterlande an ansehnlichen Stellen nicht gefehlt, aber er hatte keine Ruhe zu Hause, er brannte von Hoffnungen dem Christenthum als Missionarius unter den Ungläubigen zu nützen, und da England vorzüglich vor allen übrigen europäischen Reichen schon längst in genauerer Verbindung mit dem römischen Bischofe war, so lag dem Engländer der Einfall ganz nahe, sich von dem römischen Bischofe zu einer solchen Mission legitimiren zu lassen, und dieser, der selten solche Gelegenheiten übersah, ließ sich von dem neuernannten Bischofe der Deutschen einen Eid der kirchlichen Treue schwören. Der römische Bischof empfahl ihn an Karl Martel; Karl Martel an alle Bischöfe, Herzoge und Grafen. Mit brennendem Eifer ging er nach Hessen, aus Hessen nach Thü-

ringen, zerstörte die Götzenaltäre und baute christliche Kirchen. Der Papst ernannte ihn endlich zum Erzbischof, und gab ihm das Pallium. Noch war er immer nur Bischof und Erzbischof ohne Kirche: im Jahre 745 ward Bischof Gewilieb von Mainz abgesetzt, Bonifacius kam an seine Stelle, und sah sich nun an der Spitze der ganzen ostfränkischen Geistlichkeit. Noch in hohem Alter ging er das Evangelium weiter zu predigen, aufs neue unter die Friesen und fand daselbst seinen Tod im Jahre 754.

Deutschland hat dem Bonifacius unendlich viel Gutes, aber auch Übels zu verdanken. Er gab durch Einrichtung einer Hierarchie der christlichen Religion in Deutschland die zuverlässigste Hoffnung einer ungehinderten Fortdauer; er stiftete Klöster, in welche sich nicht allein die Wissenschaften flüchten konnten, sondern die auch herrliche Erziehungsseminarien für den jungen Clerus waren; er betrieb seinen Entwurf mit einer Thätigkeit, die sich durch alle Kabalen und Nachlässigkeiten des fränkischen Hofs nicht ermüden ließ; er führte in Deutschland die Synodalanstalten ein, wodurch die Kirchenzucht immer im Gang erhalten und verbessert wurde, wodurch, wenn je dieses auch zum Glücke Deutschlands gehört, die Bischöfe an den Reichsangelegenheiten Theil bekamen. Zum härtesten Vorwurfe macht man es unserm Apostel, daß er durch seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl den Grund zur päpstlichen Hoheit über Deutschland gelegt habe. Er selbst schwur dem römischen Bischofe einen Eid, der nicht viel von

dem verschieden war, welchen ein Bischof aus dem römischen Sprengel schwören mußte; und fast hätte schon er diesen Eid wenigstens bey den großen Bischöfen allgemein gemacht. Nichts großes und nichts kleines ging vor, worüber er sich nicht von Rom aus Anweisung oder Bestätigung erbath. Rom lernte also schon durch ihn sich in alle Kirchenangelenheiten mischen. Aber war nicht Bonifacius fast genöthigt so zu handeln? Wie konnte er hoffen, ohne beständige Verbindung mit dem römischen Bischofe, seine Bitten bey dem fränkischen Hofe recht gültig zu machen? Wie sollte er, ein einzelner fremder Priester, gegen den Haß mancher fränkischen Bischöfe und gegen die Gewaltthätigkeit der fränkischen Großen sich schützen? Was gab seiner neugepflanzten Kirche eine zuverlässigere Hoffnung der Fortdauer, als wenn sie Kirche des römischen Bischofs war? Voraussehen konnt' er wohl nicht, wohin endlich ein solches Verfahren führen mußte, er handelte ganz nach der Fähigkeit und den Begriffen seines unerfahrnen Zeitalters. Sein eigener Charakter war ein Gemische von Frömmigkeit und Ehrgeitz, wie man es oft bey den größten Männern antrifft. Der thätige Mann wird sehr leicht zum gewaltthätigen und herrschsüchtigen, und es erfordert viel Kräfte über sich selbst, bey Ausführung einer Absicht, von deren Vortrefflichkeit man ganz überzeugt ist, die strengste Auswahl der Mittel zu beobachten. Corbinian, der Stifter des Bisthums Freisingen, und Pirminius, der außer manchen andern Klöstern noch die berühmte Abtey Reichenau errichtete, sind nur im Kleinen, was Bonifacius

im Großen war. Alle diese Bekehrungen waren immer noch erträglich, wenn nur noch ein Apostel dabey war, aber Carl der große verfuhr mit den Sachsen soldatisch.

§. 3.

Es war, wie es scheint, bey Carln dem großen nicht so ganz bloß Liebe zur Ausbreitung der christlichen Religion, welche ihn so hartnäckig machte, den Sachsen ihren Aberglauben zu entreissen, als vielmehr Überzeugung, daß kein anderes Mittel seyn werde, dieses kriegerische Volk völlig zu unterjochen. Liebe zu den Waffen und Liebe zur Freyheit war ganz in den Geist der altsächsischen Religion verwebt, und dieses Volk konnte nicht anders zum Genusse des Friedens gewöhnt werden, als durch gänzliche Umbildung seines Nationalcharakters und seiner ganzen häuslichen Verfassung. Marienbilder und Crucifixe gegen ihre Götter einzutauschen, schien zwar nicht beschwerlich, aber Zehenden an die Bischöfe geben? Ganze Diät und Sitten ändern? Carl hielt entweder diese Klagen der Sachsen für wirkliche Abneigung gegen die christliche Religion, oder glaubte Ungerechtigkeiten begünstigen zu müssen, welche ihm dadurch nützlich wurden, daß sie ein Volk demüthigten, von dessen Freyheitsliebe beständige Empörungen zu befürchten waren. Volle dreyßig Jahre war fast ein beständiger Krieg Carls gegen diese immer aufs neue sich empörende Nation. Auf die verweigerte Annahme der Taufe wurde Todesstrafe gesetzt; Carl ließ einmahl fünfthalbtausend

Sachsen im Grimm niedersäbeln; er ließ sie wie eine Heerde Vieh in den Fluß hineintreiben, und mit Wasser besprengen: aber es hätte selbst diese äußerste Grausamkeit die Rebellen nicht zum Gehorsam gebracht, wenn nicht die Macht der Nation durch Verpflanzungen geschwächt worden wäre, und die neuerrichteten Bisthümer dem Kaiser eben die Dienste gethan hätten, als ein Paar neuerrichtete Statthalterschaften. Carls Betragen gegen die Sachsen ist das erste Beyspiel, daß christliche Religion mit Gewalt der Waffen bey einer ganzen Nation ausgebreitet wurde: zur unerwarteten Ehre des damahligen Clerus erscheint kein Bischof als Aufhetzer; zu Rom billigte man zwar schon damahls diese Dragonaden, aber man hat doch keine Spur, daß der römische Bischof Carln aufgefodert oder ermuntert hätte. So wahr ists also auch hier, daß die traurigsten Scenen der Kirchengeschichte diejenigen sind, wo politisches Interesse unter der Maske der Religion sich zu verbergen suchte.

§. 4.

Ausbreitung der christlichen Religion im Norden.

Ludwig der milde war in Ausbreitung der christlichen Religion eben so eifrig als sein Vater; nur weniger glücklich, weil er weniger gefürchtet war, und seinen Aposteln den Weg weniger bahnen konte. Ansgarius und Autbert wur-

den unter ihm die Missionarien der nördlichen Königreiche, aber bey den häufigen Regimentsveränderungen, und bey den völlig barbarischen Sitten dieser Völker mußte der größte Theil besonders ihrer ersten Bemühungen vergeblich seyn. Selbst die Errichtung des Erzbisthums Hamburg entsprach den gefaßten Hoffnungen nicht, und kaum konnte der vierzigjährige Eifer des Ansgarius und der oft gebrauchte Nahme der fränkischen Könige den neugepflanzten Baum so lange schützen, bis er einige Wurzeln geschlagen hatte. Wie mag wohl die Überzeugung dieser Völker von der Wahrheit der christlichen Religion beschaffen gewesen seyn, da in Schweden auf ein Paar Reichsversammlungen durch das Loos entschieden wurde, ob man das Christenthum verstatten wolle oder nicht? Ansgarius verdient übrigens noch mehrere Achtung als Bonifacius. Dem uneigennützigen Manne ist's nie so gut auf dieser Welt geworden, als dem mainzischen Primaten. Sein ganzer Sprengel bestund anfangs in vier Pfarrkirchen, und um nur leben zu können, wies ihm Ludwig der milde die Einkünfte eines brabantischen Klosters an. Nie war er, selbst bey günstigern Zeiten, so politisch bedeutend als Bonifacius, denn er kam nicht nach Hofe, hatte den Geist der Geschäftigkeit und Staatsbetriebsamkeit nicht, durch welchen der letztere so viel möglich machte. Gewalt konnte er nicht bey seinen Bekehrungen brauchen, sonst that er aber auch alles, was man von einem Apostel dieser Zeit erwarten darf. Er verrichtete Wunder, vielleicht wohl nicht immer als

Betrüger, aber wenigstens als selbst Leichtgläubiger; er predigte keine aufgeklärtere Religion als Bonifacius, nur war er frey von der Anhänglichkeit an den römischen Stuhl.

§. 5.

Bekehrung der Bulgaren, Böhmen, Mähren, Russen.

Die orientalischen Christen scheinen nicht so viel für die Ausbreitung ihrer Religion gethan zu haben, als die Abendländer. Wenigstens sind im neunten Jahrhunderte nur die zwey Mönche Methodius und Cyrillus berühmte Missionarien derselben. Bey den beständigen friedlichen und kriegerischen Verbindungen der Bulgaren und Griechen, mußten jene nothwendig von der christlichen Religion eine Nachricht bekommen: griechische Gefangene, welche sich eine Zeit lang bey den Bulgaren aufhielten, und bulgarische Gefangene, welche zu Constantinopel griechische Religion und Einrichtungen kennen lernten, machten dieses wilde Volk nach und nach mit den Christen vertraut. Der Mönch Methodius, welchen der bulgarische König als einen berühmten Mahler von Constantinopel kommen ließ, bekehrte den König, und, wie gewöhnlich, mit diesem das ganze Volk, durch eine Gemählde vom jüngsten Gerichte. Cyrillus machte sich besonders um die slavischen Völker verdient, er war nicht allein Missionar, sondern Wohlthäter durch allgemeine Aufklärung, er erfand ihnen Buchstabenschrift,

übersetzte die Bibel in ihre Sprache, und beförderte selbst zur Beschämung der fränkischen Geistlichkeit, mit seinem Freunde Methodius die Ausbreitung des Christenthums unter den Mähren und Böhmen. Auch die Russen sind Zöglinge der constantinoplischen Kirche. Dieses Volk, eine Mischung von Slaven, Warägern und Cumanen, machte sich durch Streifereyen und Siege schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts dem griechischen Kaiser fürchterlich. Basilius Macedo, ein Zeitgenosse Carls des kahlen, bewog sie endlich zu Anhörung christlicher Lehrer: doch waren bald alle Spuren wieder verlöscht, und erst zu Ende des zehnten Jahrhunderts konnte das Christenthum siegen. Der russische Fürst Wladimir der große heurathete eine griechische Prinzessinn Anna, und überkam mit ihr die christliche Religion. Eben das politische Interesse, das dem Christenthume bey den Occidentalern so manchen Eingang verschaffte, bahnt seinen Weg auch im Orient. Allianzen mit dem griechischen Kaiser, welche für einen Fürsten wie Wladimir immer sehr interessant waren, wurden nie anders als durch Annahme der christlichen Religion zuverlässig, und wenn ein Fürst Aufklärung seines Volks suchte, so konnte er sie nirgends herhohlen als von Constantinopel. Da war aber keine Wissenschaft und keine Kunst, welche der Grieche besaß, in die sich nicht Spuren seiner Religion eingedrückt hatten. Der größte Mahler war nichts als Mahler von heiligen Bildern, von Gegenständen, welche aus seiner Religionsgeschichte hergenommen waren, oder

die selbst Object der Verehrung werden sollten. Das ganze Kriegs- und Hofceremoniel war voll christlichabergläubischer Gebräuche, es war unmöglich von einem oder dem andern etwas nachzuahmen, ohne nach und nach mit dem Christenthume bis zur Annahme desselben vertraut zu werden. So bald ein solches Volk Schriften in seine Sprache übersetzt haben wollte, so war wieder nichts anders möglich als christliche Schriften zu nehmen, denn die Schriften der alten Römer und Griechen waren viel zu wenig im Gange, selbst auch auf die Vorstellungsarten solcher Völker viel weniger passend, als die so ganz in sinnlichen Aberglauben verwandelte Religion der Griechen. Jedes rohe Volk hält den Gott für den besten Gott, dessen Bekenner mächtig und reich sind. Der Glanz des byzantinischen Hofs gründete sich theils noch auf alten Credit, theils auch auf wirkliche Macht, und durch den Handel, zu dessen Betreibung alle diese Völker nicht genug Cultur hatten, flossen nach Constantinopel die Reichthümer des ganzen Osten zusammen. Von dieser Seite lernt man erst den Schatten übersehen, welchen die Araber der christlichen Religion zufügten, und die Ursachen zeigen sich deutlich, warum nicht die christliche Religion nach Erkaltung des ersten fanatischen Eifers endlich durch allmähligen Einfluß wieder gesiegt habe. Auch die Wahrheit der muhammedanischen Religion konnte durch die Macht seiner Bekenner und selbst zum Nachtheile des Christenthums erwiesen werden. Die Araber übertrafen die Griechen sehr bald in allen Kenntnissen, und auch

bey ihnen bezog sich die Summe ihrer Religion nicht bloß auf Sage und Tradition, sondern auf ein allgemein gangbares Buch, das überdieß noch in einer recht sinnlich starken Sprache geschrieben war. Ihr Handel wurde sehr frühe viel ausgebreiteter als der Handel der Griechen, denn ihre Herrschaft erstreckte sich viel tiefer in das östliche Asien hinein, und Alexandrien war viel bequemerer Stapel als Constantinopel. Die Herrschaft der Sprache der Araber drang so weit als die Herrschaft ihrer Waffen, wurde selbst durch Religionsbegriffe gleichsam geheiligt, und durch schöne Schriftsteller, besonders Dichter, dem Volk immer unvergeßlicher, und unentbehrlicher gemacht. Kenntniß der griechischen Sprache aber wurde immer seltener, und die Sprache selbst verlor unter der Bearbeitung der Mönche immer mehr von dem, was ihr vorher Anmuth und Stärke gegeben hatte. Die ganze Religion der Griechen bezog sich auf Bilderdienst und verjährte, längst nicht mehr verstandene, Bestimmungen gegen alte Ketzer. Die Religion der Araber bezog sich auf die sinnlich treffendsten Bilder von Himmel und Hölle, welche Muhammed gerade so geschrieben hatte, wie der wollüstige Morgenländer jenen höchst wünschenswürdig, und diese höchst fürchterlich finden mußte. Wenn zwey solcher Religionen einander entgegen arbeiten, so wird gewiß die nicht unterdrückt, welche im Grund nichts anders war, als allgemeiner Volksglaube in heilige Dogmatik verwandelt.

§. 6.

Verheerungen der Normänner.

Außer diesen Arabern war der christlichen Kirche kein Volk mehr nachtheilig als die Normänner. Mit der Freude, womit der deutsche Ritter des mittlern Zeitalters ausging, Beute auf offener Landstraße zu hohlen, mit eben der Freude legten sich die Edelsten jener Völker, welche an den dänischen und norwegischen Küsten wohnten, auf Seeräubereyen. Ihr nächster Weg ging immer nach England hinüber, aber so viele Helden konnten hier nicht gesättigt werden. Sie fuhren an die französischen, spanischen, und italiänischen Küsten herab, denn je größer das Abentheuer war, desto würdiger des edlen Normanns, der überdieß von den schönen französischen und italiänischen Gegenden ganz bezaubert wurde. Wo einmahl ein solcher Schwarm von Kapern nicht unbereichert hinweg ging, da kam er nächstes Jahr gewiß wieder. Carl der große, zu dessen Zeiten diese Gäste sich schon eingestellt hatten, machte zu Wasser und zu Lande die trefflichsten Anstalten zu Bewahrung der Küsten: unter des milden Ludwigs Regierung gingen diese Anstalten wie so manche andere zu Grunde, und da sich die Söhne über dem Theilen des großen Reichs zankten, bald ewiger Krieg zwischen den Oheimen und Neffen war, der Heeresbann nachlässig gehalten wurde, so kamen die Normänner wieder, und plünderten Deutschland, Frankreich und Italien. Es galt

nicht allein dem an der See liegenden Lande, sondern auf ihren platten Schiffen fuhren sie die Ströme hinauf, und plünderten die größten Städte und reichsten Klöster. Was ihnen dieses Jahr nicht zu Theile werden konnte, war ihnen nächstes Jahr gewiß; und Deutschland wurde mit doppelten Ruthen gezüchtiget; wo die Normänner nicht hinkamen, da verwüsteten die Ungarn. Die Jahrbücher dieses Zeitalters wissen den Jammer nicht genug zu beschreiben, der durch diese öftern Verwüstungen angerichtet wurde. Niemand wollte das Land bauen, denn er war seiner Ernte nicht versichert; die wenigen Städte, welche es damahls noch gab, gingen im Rauch auf, wenn sie Normännern und Ungarn irgendwo auf dem Wege lagen. Die Klöster wurden zerstört, und ihre Zerstörung war besonders wegen der Klosterschulen, der Universitäten des damahligen Zeitalters, ein ganz unersetzlicher Schade. Eine glückliche Epoche, da endlich diese Seeräuber anfingen hie und da sich nieder zu lassen, und nach und nach an ordentliche Staatsverfassungen gewöhnt, der Aufklärung, das hieß damahls im Occident, dem Christenthume endlich Raum gaben. Das Mittel, das schon so oft zur Ausbreitung der christlichen Religion geholfen hatte, konnte nun auch hier zur Bekehrung der Normänner mehr beytragen, als alle Missionarien und Apostel. Carl der einfältige gab seine Prinzessinn Gisela einem der ersten normännischen Anführer Rollo, er trat ihm die seither sogenannte Provinz Normandie und Bretagne ab; in der Taufe erhielt Rollo den Nahmen

Robert. Auch in andern Orten des fränkischen Reichs, wo sich die Normänner niederließen, wurden sie durch allerhand häusliche und politische Verbindungen nach und nach zum Christenthume gezogen. Sie hatten vorhin eigentlich gar keine Religion gehabt, für sie war also der Übertritt zum Christenthume am leichtesten, und er wurde für sie dadurch noch leichter, daß man, auf Anrathen des römischen Bischofs, nicht einmahl die äußeren Gebräuche des Christenthums mit aller Strenge von ihnen forderte.

§. 7.

Ottens Verdienste um die Bekehrung der slavischen Völker in Deutschland.

Seit Bonifacius und Carls des großen Bemühungen war doch immer noch das von slavischen Völkern bewohnte nördlichere Deutschland unbekehrt geblieben. Schon Carls des großen Beyspiel war für den nacheifernden Otto I. Beruf genug, sich um Ausbreitung der christlichen Religion an der Elbe verdient zu machen; ein Glück, daß er sich seinen Helden nicht auch in der Art, dieselbige auszubreiten, zum Muster erwählte. Otto verfuhr menschlicher, vielleicht weil er weniger durch politische Gründe zur Strenge gezwungen wurde. Ihm verdankt Deutschland die Errichtung eines neuen Erzstifts zu Magdeburg, und außer diesem der vier Bisthümer Brandenburg, Havelburg, Meissen und Naumburg, denn Errichtung einer ordentlichen Hierarchie in solchen

neugewonnenen Ländern hielt man schon seit Bonifacius Zeiten für das zuverlässigste Mittel, die christliche Kirche zu gründen. Die slavischen Völker verübten zwar anfangs die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die Bischöfe und Kirchen, und besonders auszeichnend war der Eifer der Böhmen. Aber die Waffen des Königs kamen der christlichen Religion zu Hülfe, er bezwang die Böhmen, und wußte durch andere gute Staatsanstalten auch die übrigen slavilchen Völker zu Respect zu zwingen. Überhaupt war es in allen Tractaten, welche Otto mit heidnischen Fürsten schloß, immer der erste Punct, daß sie sich entschließen mußten, seines Glaubens zu werden, und ihrer Entschließung traute er so lange nicht, bis Bisthümer errichtet waren.

Der dänische König Harald hatte die von Ottens Vater errichtete Markgrafschaft Schleswig an sich gerissen. Otto drang siegreich bis an die äußerste Gränze Jütlands, der König mußte sich unterwerfen, ein Christ werden, drey neue Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus errichten, über welche der hamburgische Erzbischof die Aufsicht haben sollte.

Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion, die sonst so interessant ist, wenn man dem allmähligen der Verwandlung eines Volks recht genau nachgehen kann, muß itzt für den Freund pragmatischer Geschichte eine sehr gleichgiltige Sache werden; sie ist fast nichts anders als eine Heurathsgeschichte, ein trocknes Verzeichniß neuer

Völker, und eine meistens kaum halb gewisse Darstellung des Charakters der Männer, welche Apostel dieser Völker waren. In Ansehung der abendländischen Reiche bleibt dabey immer noch das Merkwürdigste, welche Gemeinden Abkömmlinge der griechischen oder lateinischen Kirche seyen. In den erstern kostete es dem römischen Bischofe viel größere Mühe, päpstliches Ansehen zu erhalten und eine Verfügungen geltend zu machen, denn hier hat es nicht gleich der erste Missionarius als Hauptartikel des christlichen Glaubens vorgetragen, daß man einem fremden italiänischen Bischofe gehorsam seyn müsse. Die Filialkirche behielt oft noch lange manche Gebräuche und Meinungen der Mutterkirche, und schon in der gegenwärtigen Periode waren Gebräuche und Meinungen der Griechen sehr verschieden von denen der lateinischen Kirche. Die ganze Scene der christlichen Kirchengeschichte hat sich itzt also gedreht, die Karte von Kleinasien, Syrien und Egypten wird nun gleichsam hinweggelegt, sie nützt uns wenig mehr, Europa wird Hauptschauplatz, Deutschland der Mittelpunct der wichtigsten Veränderungen, ein Bischof, von dem wir zwar auch schon in der vorigen Periode manches gehört haben, der sich aber immer doch nur als mitspielende Person zeigte, ist itzt Held des Stücks; auf ihn reduciren sich passiv oder activ die wichtigsten Hauptrevolutionen, und eben diese Revolutionen sind so ganz anderer Art als die der vorigen Periode, verrathen so ganz andere Wünsche und Neigungen der Menschen, werden durch so völlig unähnliche Maschinen betrieben, daß man sich unter einen ganz andern Himmel versetzt em-

pfinden muß, wenn man sich auch nicht so gleich erinnern würde, daß der ganze Schauplatz gewechselt hat.

Geschichte der Verfassung und Hierarchie dieser Periode.

§. 8.

Geschichte der Hierarchie des siebenten Jahrhunderts, vorzüglich in Rücksicht auf Rom.

Am Ende der vorigen Periode sah es gar nicht so aus, als ob man im Occident oder Orient bald einen Papst bekommen werde. Justinian commandirte seine Bischöfe wie Soldaten, und er schonte der großen Bischöfe zu Rom, Constantinopel, Alexandrien und Antiochien so wenig als der kleinern. Durch die Eroberung der Araber ging Alexandrien und Antiochien fast ganz zu Grunde, der Bischof von Constantinopel war zu nahe bey Hofe, sein Stuhl wurde viel zu oft bloß nach kaiserlicher Willkühr besetzt, als daß hier eine wichtige hierarchische Erscheinung zu erwarten gewesen wäre. Der römische Patriarch war also fast nur allein übrig, aber alle seine äußere Umstände schienen dem Wachsthume seiner Größe gar nicht günstig zu seyn. Er hatte selbst in Italien ein Paar große Plagen, die ihm zur kränkendsten Demüthigung dienten. Die Exarchen, Statthalter des griechischen Kaisers in Italien, also auch Herren von Rom, handelten fast beständig mit dem Geitz und

der Gewaltthätigkeit, welche den Statthaltern entfernter Provinzen eigen ist, und Gelegenheit gab es genug, weil auch das siebente Jahrhundert voll dogmatischer Unruhen war, bey welchen der römische Bischof nicht immer das für wahr hielt, was man am Hofe zu Constantinopel für Wahrheit erklärte. Der Bischof von Ravenna bediente sich der Gelegenheit des nähern Zutritts zum Exarchen, und riß sich ganz vom römischen Gehorsam los. Die Longobarden waren mächtiger und siegreicher als die schläfrigen griechischen Statthalter, oft mußte also ein römischer Bischof diesen zu Gefallen leben, und vielleicht würde zwar ein kluger Kopf dieses getheilte Interesse für die Vermehrung seiner eignen Macht benutzt haben, aber im Anfange dieser Periode saß kein Mann auf dem römischen Stuhle, welchem Gelehrsamkeit oder politische Feinheit Respect verschafft hätte. Die großen abendländischen Königreiche, Frankreich, Spanien, England, waren noch gar nicht mit Rom in eine Hierarchie verflochten, und England, unter allen noch der gutwilligste Sclave Roms, war nur von weniger Bedeutung, weil es sich noch in seine sieben Königreiche theilte. Der Clerus aller dieser Königreiche handelte für sich, und glaubte nicht, bey seinen politischen Unternehmungen die Hülfe eines so entfernten Bischofs nöthig zu haben oder brauchen zu können. Sie bezeugten alle Achtung gegen den römischen Bischof, aber diese Achtung schien nicht einmahl Vorbothe einer künftigen großen Gewalt zu seyn. Allein bey den West-Gothen in Spanien hatten sich zu Anfange dieser Periode die Bischöfe so mächtig gemacht, daß durch sie die

Rechte des Adels ganz unterdrückt wurden, die königliche Gewalt und Austheilung der Krone einzig von ihnen abhing. Den römischen Bischof fragte man dabey nicht, er hatte weder Nutzen noch Schaden davon. In Frankreich machten zwar die Dagoberte große Stiftungen an Kirchen und Klöster, aber die ganze Periode der Merovinger war viel zu militarisch. Eben das Kloster und eben die Kirche, welche in einem Jahre durch die Freygebigkeit eines Königs zu den beträchtlichsten Besitzungen gelangt war, sah sich in gleichfolgenden Jahren derselben wieder gewaltsam beraubt: nichts kam zu einer gewissen Festigkeit, und wie hätte sich auch diese finden sollen, da die Bischöfe selbst größtentheils ohne alle Kenntnisse waren, niemand um das Wohl der Kirche sich bekümmerte. Die Benedictinermönche breiteten sich vorzüglich in Italien und Frankreich aus, erhielten Besitzungen von einem Umfange wie kleine Fürstenthümer, aber diese große Güter mußten erst durch ihren Fleiß urbar gemacht werden, und ihr Fleiß wurde alsdann doch wieder ein Raub der allgemeinen Unordnung. Das siebente Jahrhundert ist also in der Geschichte der steigenden Hierarchie größtentheils nur wenig merkwürdig: viel besser fand sich alles im achten Jahrhunderte zusammen.

§. 9.

Geschichte der Hierarchie des achten Jahrhunderts.

Die siegreichen Waffen der Longobarden erober-

ten ein Stück des Exarchats nach dem andern, und Aistulf gewann (750) fast alles, was bisher noch von Belisarius und Narses Siegen übrig geblieben war. Rom selbst sollte sich itzt dem longobardischen Könige unterwerfen; von Constantinopel war keine Hülfe zu erwarten; dort zankten sie sich wegen Anbethung der Bilder, und der rö- römische Bischof zitterte auch vor dem griechischen Kaiser so sehr, als vor dem Longobarden, weil ihre Bildertheologie einander sehr oft ganz ungleich war. Welchen der occidentalischen Könige sollte der bedrängte Bischof zu Hülfe rufen? ihm lag am meisten daran, entweder nicht unter fremde Oberherrschaft zu kommen, oder sich seinen neuen Herrn mit Klugheit wählen zu können.

Pipin saß auf dem fränkischen Throne und verdankte wenigstens den ruhigen Besitz seiner Krone dem Segen des römischen Bischofs. Schon seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts war die Macht der ersten Ministers und Generals (Major Domus) der fränkischen Könige so hoch gestiegen, daß sie selbst nicht einmal den Nahmen des Königs bey öffentlichen Verhandlungen brauchten. Pipin, der schon vom Vater und Großvater her diese Würde und diese Macht bey seinem Hause sah, fand endlich beschwerlich, auch nur den Schatten eines Königs stehen zu lassen. Nur mußte alles so geschehen, daß das Volk, dessen Aberglaube oder auch religiösere Treue sehr leicht von andern eifersüchtigen Großen des Reichs mißbraucht werden könnte, mit verbundenen Augen zu dem längst gewünschten Ziele hingeführt würde. Der römische

Bischof that den Ausspruch, daß es Pflicht des Pipin sey, der armen Heerde Volks sich zu erbarmen und ihr König zu werden. Diese feine Einsegnung des Usurpators war einer Gegengefälligkeit werth: Pipin geht mit einer Armee nach Italien, entreißt Aistulfen einen Theil der eroberten Länder und schenkt dem römischen Bischof, — man weiß bis auf den heutigen Tag eigentlich noch nicht was? Man kann nur mit Zuverlässigkeit sagen, was es nicht war. Aistulfs Nachfolger Desiderius, der seine Grenzen wieder zu erweitern suchte, fand am Sohne Pipins, Carl dem Großen, einen noch gefährlichern Gegner, und Papst Hadrian I. einen noch großmüthigern Beschützer. Das longobardische Reich wird gestört, und Carl vermehrt die Schenkungen seines Vaters an die römische Kirche. Es dünkte dem schlauen Bischof Leo III. ein Meisterstück politischer Klugheit zu seyn, da er Carln endlich dazu bewog, daß er sich zum römischen Kaiser ausrufen ließ. Nun (800) war des Bischofs Rachgier gegen den griechischen Kaiser gesättigt; der neue Nahme gab zwar keine neue Gewalt, die nicht Carl schon als Patricius gehabt hatte, aber gerade um den Nahmen war es zu thun, um ihn dem griechischen Kaiser ganz an die Seite zu stellen, und Rom von aller bisher noch immer fortdauernden Abhängigkeit von Constantinopel loszureissen. Wie viel Gutes konnte man von einem so gnädigen neuen Herrn, wie Carl war, erwarten, der selbst die Freygebigkeit seiner Voraltern gegen die römische Kirche noch übertroffen hatte. Der neue Herr war gerade so nahe und gerade so weit hinweg, um in Noth-

fällen helfen zu können, und doch nicht immer mit seiner Gegenwart beschwerlich zu seyn. Die Bischöfe zu Rom hatten bisher bey vielen innerlichen Unruhen empfunden, welch ein Unglück es sey, daß niemand den unruhigen Geist der Römer bändigen, und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen könne: sie selbst waren dazu nicht stark genug, noch schwächer war die von Constantinopel erwartete Hülfe. Schien nicht viel gewonnen zu seyn, unter dem Schutze der Waffen Carls die Ruhe und den blühendsten Zustand Roms wieder hergestellt zu sehen? Der römische Bischof hat Carln zum Kaiser gemacht, wie jeder Rebell seinen erbethenen Anführer zu seinem Herrn macht, oder wie sich ein von seinem Regenten verlassener Unterthan einen neuen Beschützer sucht, welchen er, wär' es auch nur durch einen Titel, locken will. Ist es nicht lächerlich, darauf stolz zu thun?

§. 10.

Veränderungen der innern Kirchendisciplin.

Indeß sich der römische Bischof mit Exarchen und Longobarden herumkämpfte, und endlich fränkischer Reichsunterthan wurde, so entwickelten sich in der innern Verfassung der Kirche allmählig einige Veränderungen, welche, wie klein und unbeträchtlich ihr Anfang war, endlich zu den ausgebreitetsten, unaufhaltbarsten Revolutionen Veranlassung gaben. Man hatte es im Occident, da sich die christliche Religion unter den neubekehrten Völkern nach und nach emporarbeitete,

mit dem Pönitenzwesen nicht so ganz genau genommen. Wegen der Hauptverbrechen (Mord, Ehebruch, Diebstahl) war zwar gleich anfangs einiges festgesetzt, aber so, wie man nach und nach diese Völker zur größern Sittenreinigkeit und Frömmigkeit mehr gewöhnen wollte, so setzte man auch auf geringere Verbrechen Strafen, und man fing an, die Strafen nach den Umständen, unter welchen das Verbrechen geschehen war, bald zu erhöhen, bald zu erleichtern. Ein griechischer Mönch Theodor, der nachher Erzbischof von Canterbury wurde, schrieb noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts, besonders zum Behuf der Beichtiger, ein Buch, worin die verschiedenen Gattungen von Sünden nach den mannichfaltigen äußern Umständen classificirt waren, und bey jeder derselben bestimmt, welche Büßung dem Beichtkinde aufzulegen sey, das sich zu einem solchen Verbrechen bekenne. In dieser Sündentaxe wurden dem Bußfertigen lange Fasten, Psalmenlesen und andere dergleichen Büßungen aufgelegt; sie war um mehrerer Bequemlichkeit willen zugleich auch so eingerichtet, daß man dem, den die Natur nicht zum Fasten geschaffen hatte, die Strafe des Fastens in eine gewisse Anzahl Psalmen, oder in eine gewisse Summe Almosen verwandelte, und als Almosen galt immer auch, was man der Kirche und dem Priester schenkte. Es läßt sich leicht errathen, welche Art von Satisfactionen, des Psalmenbetens oder der Schenkungen an die Kirche, der Clerus werde begünstigt haben. Es wurde schnell gangbar in redemtionem pec-

catorum, pro mercede animae Schenkungen an die Kirche zu machen, selbst Carls Schenkungen an die römische Kirche geschahen zum Theil in der Absicht, und man schenkte bald nicht mehr bloß alsdenn, wenn man eine gewisse einzelne große Sünde abzubüßen hatte, sondern man glaubte auch seiner geheimen unerkannten Sünden durch fromme Schenkungen los zu werden. Schon zu Anfange des sechsten Jahrhunderts war die Lehre vom Fegfeuer durch Gregor den großen zum erstenmahl in die Dogmatik eingeführt, und gleich darauf als eine dem ganzen Zeitalter sehr behagliche Idee durch viele Beschreibungen erweitert worden. Alle Sünden, welche in dieser Welt nicht abgebüßt worden, sollten im Fegfeuer abgebüßt werden: wer verstund sich nicht dazu, durch Freygebigkeit gegen den Clerus sich einen schnellern Weg zum Himmel zu bahnen? Und bald kam noch das Vorurtheil hinzu, daß Schenkungen an die römische Kirche zu Erlassung der bevorstehenden Sündenstrafen viel wirksamer seyn müßten, als Indulgenzen von einer andern Kirche, oder gleichsam auf den Nahmen eines andern Heiligen ertheilt. Eine nie versiegende Quelle von Einkünften war demnach gefunden, und so bald man merkte, wie ökonomisch vortheilhaft für den Clerus, die Sünden der Laien seyen, so wurden die Sündenregister immer vollzähliger, die Taxen des Fastens und Psalmenlesens immer mehr erhöht, ihre Vertauschung mit barem Gelde immer mehr erleichtert. Alle Kirchenzucht zerfiel daher auf das jämmerlichste, Kirchen und Klöster wurden reich,

im Gefolge des Reichthums war das äußerste Verderbniß der Sitten, selbst die leichtsinnige Art, wie Priester von den schrecklichsten Sünden dispensirten, mußte in der Seele des Beichtvaters und des Beichtkindes alles Gefühl für Moralität ersticken. Patrioten der Kirche seufzten und klagten laut über solche Indulgenzen, sie wollten die alten canonischen Strafen wieder hergestellt wissen, aber ihre Stimme war zu unmächtig und vollends ganz ohne Kraft, da mit dem Anfange der folgenden Periode die Kreuzzüge aufkamen, und jedem Schurken der Himmel versichert wurde, wenn er nur nach Palästina lief, Ungläubige dort todt zu schlagen.

§. 11.

Ursprung und Geschichte der Klösterexemtionen.

Da die Klöster durch Schenkungen frommer Seelen, und manche mitunterlaufende fromme List nach und nach zu den größten Reichthümern gelangten, so erwachte nicht nur bey den Laien, sondern auch bey den Bischöfen Begierde nach denselben, und die Bischöfe hatten so viel schönere Gelegenheit, weil die Klöster unter ihrer Jurisdiction stunden, von ihnen visitirt wurden, und der Abt selbst auch von Verwendung der Klostereinkünfte dem Bischofe Rechenschaft zu geben verbunden war. Es war nicht zu erdulden, wie habsüchtig die Bischöfe diese Gelegenheit benutzten, wie viel die Klöster

dem Bischofe für die Mühe bezahlen mußten, welche er um ihrentwillen hatte. Die Äbte suchten endlich von diesen Fesseln sich loszumachen, und erst nur davon frei zu werden, dem Bischofe von den Klostereinkünften Rechnung erstatten zu müssen; waren sie einmahl von dieser ökonomischen Subordination frey, so fielen auch die vielnahmichten Tribute, welche der Bischof als Visitationsgebühr oder unter andern Titeln forderte. Ein zweytes noch mehr zur Unabhängigkeit führendes Privilegium war, wenn Mönche ihren ganz eigenen Priester im Kloster haben konnten, und der Bischof in ihrem Oratorium nicht mehr Gottesdienst halten durfte; wenn sich die Klosterkirche nach und nach zur Parochialkirche erhob, und doch der Abt, nicht der Bischof dem Parochus zu befehlen hatte. So floß nach und nach durch die Meßgebühren und Schenkungen pro redemtione peccatorum ein immer größerer Schatz in die Kasse der Klöster: was auf den Altar gebracht wurde, gehörte dem Kloster, und dieses gab seinem Priester, der alles durch Messelesen verdienen mußte, einen nur willkührlich mittelmäßigen Gehalt. Wenn man erst einmahl auf der zweyten Stufe der Unabhängigkeit ist, so bleibt man selten auf derselben, ohne die dritte höchste zu besteigen. Die Klöster machten sich endlich ganz frey von aller Aufsicht des Bischofs, warfen sich in den Schutz des Papsts, bezahlten diesem ein jährliches Schutzgeld, und wurden dafür ganz als Klöster römischen Sprengels angesehen. Diese dem ersten Schein nach nur wenig bedeutende

Sache hatte die ausgebreitesten wichtigsten Folgen. In den Klöstern zerfiel alle Zucht, weil kein Aufseher in der Nähe war, der sie hätte strafen können: in dem römischen Bischofe wurde der stolze Gedanke geweckt, den ganzen Occident sich als seinen Sprengel zu denken; die Mönche erlaubten sich die verwegensten Eingriffe in die Rechte der Bischöfe, weil sie des Siegs versichert waren, wenn die Sache zu Rom zur Klage kam. So bildete sich die erste Anlage zu demjenigen, was das Papstthum im zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderte so fürchterlich machte, und die römische Hierarchie wurde ein Staat, dessen Mitglieder durch alle europäische Königreiche zerstreut waren, und bey dem genauesten Zusammenhange mit ihrem Oberhaupte die tüchtigsten Werkzeuge wurden, die Absichten desselben auszuführen. Manche dieser Wirkungen zeigten sich gar bald, denn schon Carl der grosse, und noch mehr Ludwig der milde mußten es sich zum eigenen Geschäfte machen, die verfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Zwar fast noch mehr Mühe brauchet es bey dem Clerus als bey den Mönchen, um Ehrbarkeit und doch noch einigen Schein von Kenntnissen zu erhalten.

§. 12.

Ursprung der Canonicorum.

Carl der grosse suchte durch Beyspiele und Ermahnungen die Schulen bey den großen Stiftskirchen in Gang zu bringen; er selbst hat-

te an seinem Hofe eine Art von Schule und Akademie, in welcher mancher gute Bischof gezogen wurde. In dem letzten Viertel des achten Jahrhunderts gerieth ein Bischof von Metz, Chrodegang, auf den Einfall, den Clerus seiner Kirche dadurch vom Verderben abzuziehen, daß er denselben zu einer an gewisse Regeln gebundenen gemeinschaftlichen Lebensart gewöhnte. Der Bischof und alle, welche der Gottesdienst bey der Kirche beschäftigte, sollten zusammen in einem Hause wohnen, in gänzlicher Gemeinschaft der Güter mit einander leben, an einem Tische wie Klosterbrüder mit einander essen, und zu einem gewissen gemeinschaftlichen Gottesdienste sich verpflichten. Diese in einer Art von Clausur zusammen lebende Geistliche hieß man Canonicos. Welche herrliche Wirkungen versprach man sich nicht von dieser Anstalt! Wie schnell verbreitete sie sich eben deswegen durch alle europäische Königreiche! Carl der große, und Ludwig der milde befahlen allen Kirchen ihres Reichs, diese Anstalt anzunehmen. So glaubte man den Geistlichen aus der Welt herauszuziehen, und durch die Nothwendigkeit einer solchen äußern Lebensart immer mehr an seine Bestimmung zu erinnern. Wenn der Bischof mit allen Clericis seiner Kirche an einem Tische aß, mit ihnen in völliger Gemeinschaft lebte, so war allen bisherigen Klagen wegen der Kirchengüter geholfen, Der Bischof durfte nicht mehrere Bedürfnisse haben, als jeder andere Canonicus, und diesen ihre Bedürfnisse im Essen und Trinken waren durch die Regel bestimmt. Die Lust zum Ja-

gen und Kriege mußte beyden vergehen, weil sie beyde zu gesetzter Zeit in der Clausur seyn sollten, und ihre Stunden singen mußten. Die ganze Kirchenverfassung schien unter Carl dem großen nach und nach in einen Gang gebracht zu werden, der viel gutes für die Zukunft hoffen ließ. Der römische Bischof war zwar angesehen, und selbst auch durch Carls Freygebigkeit reich, aber er galt nicht mehr, als ihn Carl wollte gelten lassen. Die Synodalanstalten blüheten, und auf ihnen beruhte das Leben der ganzen Kirchenzucht. Carl selbst hatte durch Zusammenrufung einer großen fränkischen Nationalsynode nach Frankfurt (794) ein wichtiges Regentenrecht ausgeübt. Auch die Provincialsynoden hatten größtentheils ihre ordentliche Einrichtung, und nichts trug mehr dazu bey, die Gesetze des Christenthums unter den neubekehrten Völkern nach und nach immer mehr einzuführen, als die jährlichen Visitationen, welche der Bischof in seinem Sprengel zu halten verbunden war. Die Geistlichen genossen große Vorrechte, aber keines, das nicht mit dem damahligen Staate in beßter Harmonie gestanden wäre. Der schwache neuanbrechende Schimmer von Wissenschaften, welche Carl mit aller Mühe immer wirksamer und allgemeiner zu machen suchte, hätte vielleicht endlich seine ganze Kraft geäußert: ein einziger Betrüger und Dummkopf zernichtete alles, gab einen neuen Ton für das ganze Kirchenregiment an, und in unbeschreiblicher Herzenseinfalt sprach die Welt Jahrhunderte lang nach, was der Betrüger vorgesagt hatte.

§. 37.

Geschichte des falschen Isidorus.

Ludwig der milde, eine gute Seele aber kein starker großer Geist wie sein Vater, wurde sehr bald das Gespötte von Frau und Söhnen, und die Bischöfe vergaßen den Respect gegen ihren Regenten noch schneller. Wie sollte auch noch Respect da gewesen seyn, sie hatten dem Kaiser den armen Sündersrock angezogen. Die Verwaltung und Entscheidung der wichtigsten Staatsangelegenheiten war vorzüglich in ihre Hände gerathen, und unter ihnen selbst regte sich Eifersucht. Der gemeine Bischof wollte die Ehre, bey Hofe zu seyn und bey Hofe etwas zu gelten, dem Erzbischofe nicht allein überlassen; der Erzbischof, an den Hofton mehr gewöhnt, mag gegen den Bischof manchmahl gewaltthätiger gewesen seyn als sich geziemet hätte. Wie das große Reich unter Ludwigs Söhnen in mehrere Theile zerfiel, und die kleineren Herren derselben in ewigem Zwist und Krieg mit einander lebten, so verbreitete sich das alles auch auf die Bischöfe, und der Suffraganeus hatte itzt desto schönere Gelegenheit, seinem Erzbischofe nicht zu gehorchen, wenn dieser nicht etwa mit ihm einen König zum Herrn hatte. Wie bedeutend war nicht der römische Bischof bey den Händeln der Söhne Ludwigs mit ihrem Vater geworden; noch vornehmer und bedeutender that er itzt, da die Söhne selbst unter einander in beständigem Zwist lebten. Ein Bischof, der sich von der Autorität seines Metropolitans und der Pro-

vincialsynode loszureissen suchte, hatte kaum einen andern Ausweg, als sich in den Schutz des römischen Bischofs zu werfen. Diesen Schritt zu erleichtern, kam einer dieser rebellischen Suffraganeen auf den Einfall, eine ganze Sammlung falscher Kirchengesetze zu verfertigen, Decretalen römischer Bischöfe der vier ersten Jahrhunderte zu erdichten, weil er ohnedieß keine aus diesem Zeitalter in seinem Kirchengesetzbuche fand, und diese ehrwürdige Alten, wie er glaubte, nach Gutdünken sagen lassen könnte, was er itzt für seine Sache zurträglich hielt. Schon längst war in den fränkischen Staaten eine Sammlung von Kirchengesetzen bekannt, welche den Nahmen des spanischen Bischofs Isidor führte. Dieser Sammlung fügte der Betrüger seine Erdichtungen bey, ersann allerhand Lügen, woher dieses neue Buch komme, und stellte sich, als ob es schon unter Carls des großen Regierung aus Spanien gebracht worden wäre. Der ganze Zweck des Betrügers ging dahin, das Ansehen der Metropolitane und der Provincialsynoden völlig zu stürzen, die Anklage eines Bischofs für den Laien unmöglich zu machen, und für jeden Geistlichen so sehr nur möglich zu erschweren. Er spielte deswegen alle Kirchengewalt in die Hände des römischen Bischofs, er löste die Bande der bisherigen Diöcessubordination fast völlig auf, und stellte jeden gemeinen Bischof in eine Linie mit dem Metropolitan unter den römischen Bischof hin. Der römische Bischof wurde für den Herrn der ganzen Kirche erklärt, erst von ihm hingen alle Endurtheile in kirchlichen Angelegenheiten und besonders

bey Bestrafung eines Bischofs ab. Welcher Metropolite konnte sich entschließen, seinen ihm bisher subordinirten Bischof strafen zu wollen, wenn er erst von jedem Schritt zu Rom Rechenschaft geben sollte? Wie wurden dadurch alle Processe ins Unendliche gespielt, ihre richtige Entscheidung unmöglich gemacht, wenn Streitigkeiten nicht an der Stelle, wo sie entstanden waren, untersucht und entschieden werden sollten?

Die ganze bisherige Hierarchie mußte nothwendig gestürzt, das ganze Verhältniß der Kirche zum Staate völlig geändert werden, wenn diese neue Kirchengesetze in Gang kommen sollten. Wie sollte aber auch wohl in allgemeinen Gang kommen können, was nur ein einzelner gleichsam aus augenblicklichem Bedürfniß erdachte? Wie sollte eine so äußerst grobe Betrügerey, so bald sie sich recht ins Publicum wagt, nicht sogleich entdeckt und zurückgewiesen werden? Es scheint oft in der Geschichte nicht nach den ordentlichen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu gehen, und hier ist einer der Fälle. In den Händeln, welche in einigen Diöcesen entstunden, die auf der Grenze der Reiche Lothars und Carls des kahlen lagen, producirte man zuerst diese neue Waare. Die Metropolitane, welche bisher von allem, was in diesem Buche stund, kein Wort gewußt hatten, wunderten sich des neuen Schatzes, sahen aus dem offenbaren Widerspruche mit ältern zuverlässig ächten Kirchengesetzen, daß es mit diesem neuen Producte nicht ganz seine Richtigkeit haben könne. Das sicherste Mittel, den Werth dieser neuen Erscheinun-

gen zu erfahren, war eine Anfrage zu Rom, wo sich von so vielen neuerschienenen Decretalen doch einige im Archive finden mußten. Auf die erste Anfrage antwortete der römische Bischof Nicolaus gar nicht, er überging in seinem Schreiben die einzige Stelle des Briefes, wo die Frage stund. Endlich kam die Frage öfters. Ganz schweigen konnte der Bischof unmöglich mehr: er antwortete nun bloß so, daß er alle Gründe, welche von den Gegnern dieser Decretalen angeführt wurden, als ungültig verwarf. Gründe verwerfen, welche gegen eine Sache angeführt werden, heißt deßwegen noch nicht, die Sache selbst billigen; aber der Ton, womit der römische Bischof diese Gründe verwarf, verrieth nur zu deutlich, welcher Meinung er sey. Die Erzbischöfe selbst hatten die Unvorsichtigkeit, wenn es ihnen gelegen kam, manchmahl auf diese falsche Decretalen sich zu berufen, und sie lernten erst an dem Beyspiele derer von Trier und Cöln, wessen der Papst sich unterfange, seitdem der neue Isidor aufgestanden. Es war wohl nicht schön von diesen Bischöfen, die unschuldige Königinn Theutberg als Ehebrecherinn zu verdammen, bloß weil ihr Gemahl eine schönere Dame Walrade zur Königinn machen zu können wünschte: aber der Papst hatte wohl daher noch kein Recht, zwey Erzbischöfe abzusetzen, sich eigenmächtig zum Richter des Königs aufzuwerfen?

Alles mußte sich nun, vorzüglich in Frankreich und Deutschland, nach der Willkühr des römischen Bischofs richten; die unruhigen Regierungen der

nach und nach ganz verlöschenden Carolinger waren besonders günstig, und weil man einmahl das Vorurtheil hatte, der erste occidentalische König müsse von dem ersten aller occidentalischen Bischöfe gekrönt werden, so disponirte der Papst über die Kaiserkrone, als ob er von Gott verordneter Depositair derselben wäre. Diese Freude dauerte zwar nur kurz; denn da kein mächtiger Carolinger Italien gegen die Einfälle der Ungarn, Araber und Normänner vertheidigte, mit gewaffneter Hand dem hyänenartigen Geist der innerlichen Unruhen steuerte, so that jeder in Italien, was ihm gut dünkte, und niemand verlor mehr dabey, als der wehrlose Bischof.

Eben derselbe Papst Nicolaus I., welchen die Anerkennung der falschen Decretalen in der Geschichte der Hierarchie so merkwürdig macht, hatte auch mit dem Patriarchen von Constantinopel die ärgerlichsten Zwistigkeiten, und spielte hier eben so sehr den Despoten, als gegen die deutschen Bischöfe. Die Geschichte ist folgende.

§. 14.

Händel mit Photius.

Die griechischen Kaiser konnten es nicht vergessen, daß der römische Bischof an dem gänzlichen Verluste aller Überreste des Exarchats schuldig sey. Es war Neid, dem fränkischen Könige die Beute nicht gönnen zu wollen, welche doch sie selbst den Longobarden nicht mehr entreissen konn-

ten. Sie zogen deßwegen alle Besitzungen ein, welche der römische Bischof in Sicilien oder in andern Provinzen ihres Reichs hatte; keine der Provinzen ihres Reichs sollte mehr von der römischen Kirche abhängen, Illyrien, Macedonien, Epirus, Achaja, und Thessalien wurden an den Patriarchen von Constantinopel gewiesen, der sich mit Freuden das Angebothene zueignete. Nicolaus glaubte gleich bey dem Antritte seiner Regierung (859) eine herrliche Gelegenheit gefunden zu haben, das Entrissene wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen. Es stritten sich damahls ein Paar sehr mächtige Männer um den constantinoplischen Stuhl: Ignatius war durch Hofkabalen gestürzt, Photius, das größte Genie seines Zeitalters, durch eben dieselben erhoben worden; beyde gaben sich Mühe, von dem römischen Bischofe anerkannt zu werden, und dieser war entschlossen, seinen Beyfall recht theuer zu verkaufen. Photius wollte nur nichts als gute Worte dafür geben, und Nicolaus sah deswegen die Ungerechtigkeit seiner Stuhlbesteigung sehr bald ein, excommunicirte den Photius, und that gelegentheitlich auch gegen die griechische Kirche recht heirisch. Der Bischof von Constantinopel antwortete in einem nicht viel sanftern Tone, und lachte, so lange der Hof auf seiner Seite war, aller Bannflüche und Drohungen, und ging darin noch weiter als der römische Bischof, daß er die Lateiner ketzerischer Meinungen beschuldigte, den entstandenen Zwist zu einem dogmatischen Streite machte. Zum Unglücke des constantinoplischen Patriarchen eräugnete sich gerade in dieser Zeit (867)

eine Staatsrevolution, und weil dieser die Ermordung des Kaisers nicht billigen wollte, der römische Bischof aber dieselbe als rühmlich segnete, so jagte der neue Kaiser den Photius ins Elend, und an seine Stelle kam der Freund des römischen Bischofs. In einem wichtigen Hauptpuncte, der damahls dem Papst am Herzen lag, gab doch selbst auch dieser nicht nach. Es war Streit wegen der Bulgarey, ob sie zum römischen oder constantinoplischen Sprengel gehöre. Sonst galt es als allgemein angenommener Grundsatz: wer die Nation bekehrt hat, zu dessen Pfarrkindern gehört sie; hier aber hatten sich beyde Theile um die Bekehrung der controversen Pfarrkinder verdient gemacht, nur hatten die Griechen den wichtigen Vorzug, daß die Bulgarey nach der politischen Ländereintheilung zum Orient gehörte, und mit der beichtväterlichen Vorsorge des römischen Bischofs für die Bulgaren war es nicht immer zum unschuldigsten zugegangen. Nach zehnjährigem Exilium kommt endlich doch wieder Photius zur vorigen Würde, und weiß dem römischen Bischofe so viel schönes vorzusagen, daß dieser seine neue Erhebung billigte. Die Sache kam aber gleich wieder ins alte. Der römische Bischof merkte die erlittene Täuschung, donnerte wieder wie vorher, und war so voll Gift und Groll, daß, da der unglückliche Photius nach einem kaum sechsjährigen Genusse seiner neuerlangten Herrlichkeit wieder in eine traurige Staatsrevolution verwickelt wurde, nun (886) zum zweytenmahl vom Patriarchenstuhl herabsteigen mußte, daß ihn selbst dieses Opfer seiner

Rachsucht nicht mehr sättigte. Nicht nur Photius, sondern alle von Photius ordinirte Bischöfe und Priester sollten abgesetzt werden.

Der Unverstand kleiner Herren, welche nach einigen glücklichen Versuchen auf einmahl etwas zu bedeuten glauben, zeigt sich nie deutlicher, als in ihren Forderungen bey Erfechtung eines kleinen Sieges. Der Papst wäre mit aller Ehre aus dem Spiele gekommen, die entstandene Trennung der orientalischen und occidentalischen Kirche würde sich wie eine zufällig erregte Bitterkeit zweyer guten Freunde verloren haben, wenn nur der römische Bischof nicht geglaubt hätte, es komme alles darauf an, wie weit man seine Forderungen zu treiben wisse. Wenn das Papstthum eine systematischfortgehende Entwicklung wäre, so sollte man nun am Ende des neunten, und Anfange des zehnten Jahrhunderts die deutlichsten Beyspiele haben, wie sich Könige und Bischöfe ohne Unterschied unter den Fuß des römischen Priesters schmiegen müßten. Ein Paar kühne Männer hatten einmahl den Anfang gemacht, die übertriebensten Forderungen des Gehorsams an fremde Kirchen zu machen, Könige zu mißhandeln, und Kronen wie Münze auszutheilen. Wie oft braucht es in solchen Fällen meistens nur einen, der einmahl anfängt; selten fehlt es an Nachfolgern. Aber alles hängt hier zu sehr an zufälligen Veranlassungen, ist so viel mehr bloß vorübergehendes Phänomen, als absichtlich aufgeführter Plan, daß man nirgends weniger, als in der Geschichte der Hierarchie, nachfolgende Situationen aus vorhergehenden errathen kann.

§. 15.

Geschichte der römischen Hierarchie im zehnten Jahrhunderte.

Schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts war die Gewalt des römischen Bischofs recht traurig herabgesunken. Italien, und am meisten Rom, war in der äußersten politischen Verwirrung; die Grafen und Herzoge, welche anfangs bloß kaiserliche Statthalter waren, hatten sich zu unabhängigen Herren gemacht, bissen sich wie Alexanders Generale unter einander herum, besonders die Markgrafen von Thuscien machten sich in Rom gewaltthätig, und in Italien selbst wäre ihnen niemand vollkommen gewachsen gewesen, wenn nicht die Gegenpartie öfters die Könige von Burgund herbeygerufen hätte. Der römische Bischof verlor, er mochte es mit einer Partie halten mit welcher er wollte, denn die Partien waren einander an Macht ziemlich gleich, der Sieg mußte also öfters wechseln. Allein in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts regierten dreyzehn Päpste: war von irgend einem etwas großes zu erwarten? konnte irgend einer etwas großes ausführen, wenn er auch das Talent dazu gehabt hätte? Und das ganze päpstliche Regiment war in den Händen zweyer Damen, Marozia und ihrer Tochter Theodora, welcher kaum Messalinens Unersättlichkeit den Rang streitig machen wird. Diese gaben ihren Galans oder ihren natürlichen Kindern die päpstliche Krone, Mutter und Tochter hatten oft gemeinschaftliche

Freunde, noch öfters waren ihre Liebhaber von entgegengesetzten Partien; in beyden Fällen mußten Händel unvermeidlich seyn, und die Kirche Christi war gewöhnlich das Opfer. Frankreich fühlte, bey dem letzten Hinwegsterben des karolingischen Ansehens, das ganze Unglück einer zerrütteten Feudalverfassung. Alle Fugen, wodurch die große Staatsmaschine ein festes Gebäu wurde, hatten sich aus einander gethan: der Soldat unterdrückte alle übrigen Stände; alle wurden deswegen auch Soldatenstand. In Deutschland waren zwar Regenten mit mehrerem Ansehen da; aber auch sie verhinderten nur mit Mühe, daß Deutschlands Lage nicht ebendieselbe wurde, welche Frankreichs Lage war. Die Bischöfe hatten überall ganz aufgehört, Theologen zu seyn; ihre Vorfahren hatten ihnen den Genuß großer Besitzungen verschafft, auf ihr Wort kam es in Staatsangelegenheiten am meisten an, alles wurde also bey ihnen Politik, und zwar so rohe ungebildete Politik, wie sie in jenen Zeiten zu erwarten ist. Die Benedictinermönche waren längst der ganzen Strenge der Regel ihres Stifters nicht mehr treu geblieben, ihr Reichthum hatte sie wollüstig, die Noth der Zeiten roh und barbarisch gemacht. Das Institut der Chorherren war kaum volle hundert Jahre alt, und doch waren sie schon in vielen Stiften des gemeinschaftlichen Lebens überdrüssig; die älteren derselben zogen die Güter an sich, und die jüngeren mußten auf bloße Hoffnung, auch einmahl ältere Chorherren zu werden, ganz allein die Dienste versehen.

In Burgund machte endlich (930) der Abt eines Benedictinerklosters zu Clugny einen Reformationsversuch: er brachte mehrere Klöster zur strengern Observanz zurück, übernahm die Oberaufsicht, um den Zerfall derselben zu hindern, und was anfangs bloße Wiederherstellung des ersten Benedictinerordens seyn sollte, gab endlich die Veranlassung zum Ursprunge einer besondern Congregation, die sich von den übrigen Benedictinern absonderte, und in anderthalb Jahrhunderten zu dem außerordentlichsten Reichthume gelangte. Dies war gewöhnliches Schicksal aller solcher neuer Stiftungen, wodurch man die Mißbräuche der alten verbessern wollte. War der erste Eifer der Stiftung ein wenig erkaltet, so suchte man Glossen und Exegesen der Regel, um sie den Wünschen nach Reichthum und Bequemlichkeit angemessener zu machen. Die Bewunderung der strengen Lebensart, welche in den allerersten Zeiten der Stiftung mit den Sitten der übrigen Mönche einen so auffallenden Gegensatz machte, zog eine große Menge Stiftungen herbey, und nie ist noch ein Orden reich geworden, ohne daß sich bey demselben eingeschlichen hätte, was auch bey dem Menschen außer dem Kloster so ganz gewöhnlicher Gefährte großer Reichthümer zu seyn pflegt.

England zeichnete sich in der Geschichte der Hierarchie des zehnten Jahrhunderts vor allen übrigen Königreichen aus. Ein einziger Mann bewirkte die ganze Revolution. Dunstan, ein Benedictinermönch, voll Stolzes und Möncheifers,

wußte sich die Gnade des Königs Edred so zu gewinnen, daß ihn dieser zu seinem Beichtvater, geheimen Rathe und Schatzmeister machte. Mit aller der Macht, welche ihm theils der Besitz seiner Ämter, theils die Gnade des Königs in seine Hand gab, vertrieb er die Weltgeistlichen von allen Kirchen, jagte alle Mönche, welche nicht Benedictiner waren, aus den Klöstern, besetzte Kirchen und Klöster einzig mit Leuten seines Ordens, und eiferte für den Cölibat der Geistlichen viel grausamer als Hildebrand. Der Nachfolger Edreds hielt (955) den heiligen Dunstan nicht für so heilig, daß man nicht seine Schatzmeistersrechnungen zu untersuchen nöthig hätte. Der erbitterte Prälat wurde genöthigt, das Königreich zu verlassen, allein seine hinterlassene Partie erregte eine Revolution, worin der König um den größten Theil seines Reichs kam. Im Triumph eilt Dunstan zurück, spielt unter der folgenden Regierung einen noch viel unabhängigern Herrn als unter der vorhergehenden, und macht die Mönche, nachdem er sich zum Primas der englischen Kirche emporgedrungen, zu Herrn der Kirchengüter. Schon der einzige König Eduard stiftete auf sein Anrathen funfzig neue Klöster, und keine List war so fein oder so tückisch, welche er nicht brauchte, um seinen Ordensleuten das uneingeschränkte Kirchenmonopolium zu verschaffen.

§. 16.

Hierarchische Veränderungen durch Otto den großen in Italien.

In Rom konnte es nicht besser werden, so lange nicht das Schwert eines Dritten den politischen Partien ein Ende machte, und von dem ruhigern Zustande der römischen Kirche hing auch das Wachsthum der deutschen ab. Den Vater des großen Carl, und Carln selbst hatten römische Bischöfe nach Italien gerufen: Otto der große, der in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Deutschland beherrschte, wird von einer schönen Dame gerufen, denn ein italiänischer Prinz (Albert, Markgraf von Thuscien) wollte ihr mit äußerster Gewalt einen Bräutigam aufdringen. Die schöne Adelheid war Wittwe des letzten italiänischen Königs Lothar; mit ihr suchte sich der Markgraf ein Recht auf Italien zu erheurathen, dessen Besitz er schon seinen Waffen verdankte. Otto der große war zwar siegreich, aber der Geist der Römer war itzt schon unbändiger, das Partiemachen schon mehr zur Gewohnheit geworden, daß er weniger als Carl der große die Ruhe wiederherstellen konnte. Die Römer machten sich zwar mit einem Eide verbindlich, keinen Papst ohne die Einwilligung des Kaisers zu wählen; aber es schien als ob sie einen Eid nicht für verbindlich hielten, den sie einem Ausländer geschworen. Erst am Ende des zehnten Jahrhunderts fand Otto III. ein Mittel, der römischen Kirche die Ruhe, und sich des Gehorsams derselben zu versichern. Er setzte einen

jungen Deutschen, und zwar einen seiner nächsten Anverwandten, auf den päpstlichen Stuhl, und wie dieser kein Jahr lang dem italiänischen Klima gewachsen war, so läßt er (998) ihm den berühmten Gerbert, seinen ehemaligen Lehrer folgen.

Alles schien sich nun endlich nach und nach zum Bessern zu lenken: Staat und Kirche schienen wieder so mit einander verbunden, wie es für ihre beyderseitige Wohlfahrt nützlich ist. Die Ottonen übten gegen den römischen Bischof alle Regentenrechte aus, und behandelten ihn ganz als den vornehmsten ihrer Unterthanen. Vor ihrem Gerichte mußten sich diese verantworten, sie setzten Päpste ab und ein, sie machten die wichtigsten Verordnungen wegen der Papstwahl — wäre vollends Otto III. sein Project gelungen, Rom zur künftigen Residenz seines Reichs zu machen, so müßte sich die Geschichte der ganzen Hierarchie anders entwickelt haben, und nie hätte ein Gregor VII. existiren können. Doch eröffnet sich aber gerade auch wieder selbst unter diesen Ottonen eine neue Periode der päpstlichen Hoheit. Otto I., als er die Kaiserkrone zu hohlen nach Italien ging, fand seinem Interesse sehr gemäß, dem römischen Bischofe ansehnliche Schenkungen zu machen. Vielleicht wollt' er auch hierin Carl der große seyn, oder fühlte er sich so mächtig, daß ihm kein Argwohn aufstieg, die päpstliche Größe könnte endlich selbst der kaiserlichen Macht nachtheilig werden. Er machte den römischen Bischof zu einem solchen weltlichen Herrn, der auch an äußerer Macht den unruhigen italiänischen Grafen und

Herzogen gewachsen seyn sollte: denn unter allen italiänischen Großen schien doch wohl von diesem immer noch die beständigste Treue erwartet werden zu können, da seine Wahl fast einzig vom Kaiser abhing. Gerade ebendieselbe Politik, nach welcher diese Regenten in Deutschland handelten. Der deutsche Bischof wurde reich und mächtig gemacht, um desto nachdrücklicher den weltlichen Großen entgegengesetzt zu werden: er wurde selbst zum Grafen und Herzog gemacht, statt daß er vorher auch bey den reichsten Schenkungen gewöhnlich dem Grafen und Herzog unterworfen blieb. Unsere Kaiser dachten es sich damahls gar nicht als möglich, daß ihnen die willkührliche Besetzung der Bischofstühle entrissen werden könnte, und die Ottonen hatten einen schönen Anfang gemacht, die ansehnlichsten Plätze mit Prinzen oder Bastarden ihres Hauses zu besetzen. Es ist ein wichtiger Umstand, dessen ganzer Einfluß auf die Beförderung der päpstlichen Hierarchie noch nie genug erwogen wurde — daß der römische Bischof immer ein halb Dutzend Theater hatte, auf welchen allen er zugleich handelte. Was sich itzt auf dem einen nicht ausführen ließ, war auf dem andern möglich, und eben der römische Bischof, der gegen den deutschen König demüthig seyn mußte, weil ihm dieser mit einer Armee nahe war, spielte den Gewaltthätigen gegen den König von Frankreich. So machte es Gregor V., welchen Kaiser Otto III. auf den Stuhl erhob. König Robert von Frankreich, der zweyte vom Capetingischem Stamme, heurathet seine Verwandtinn Bertha. Der Bischof von Rom erklärt die Heu-

rath für nichtig, und excommunicirt die neuen Eheleute, was auch Robert dagegen einwendet, und so viel Mühe sich auch die französischen Bischöfe geben, den Papst zu versöhnen. Volk und Hofleute trennen sich vom Könige; und wer ihn bedienen muß, reinigt alles, was der König berührt hatte, durch das Feuer. Robert ist endlich genöthigt seine Bertha aufzugeben. Solche glückliche Versuche von Gewaltthätigkeit gegen Könige geben dem Patriarchen endlich den Muth, den Kaiser nicht viel besser zu halten, als andere Könige, nur mußte das Band der Subordination vorher etwas mehr aufgelöst werden; die Papstwahl mußte unabhängiger vom Einfluße des Kaisers seyn, ehe sich Auftritte eräugnen konnten, wie Heinrichs Pönitenz zu Canossa. Die Geschichte der Hierarchie des eilften Jahrhunderts wird das vollends aufklären, worauf bisher immer vorbereitet wurde.

§. 17.

Geschichte der römischen Hierarchie im eilften Jahrhunderte.

Zu Anfange des eilften Jahrhunderts schien alles wieder nach dem bisherigen Wechsel bald glücklicher bald unglücklicher Versuche zu gehen. Die Partien zankten sich wieder bey der Patriarchenwahl, es gab Päpste und Gegenpäpste, und Kaiser Heinrich III. behauptete sein Ansehen, wie wenige der vorhergehenden Kaiser. Er ergriff wieder den schon von Otto III. befolgten Plan, ge-

borne Deutsche auf den römischen Stuhl zu setzen, um ihrer Treue desto gewisser versichert zu seyn. Aber mitten unter allen hieraus entstehenden Unruhen bildete sich ein Mann, in welchem sich endlich alles vereinigte, was bisher manche einzelne der vorhergehenden römischen Bischöfe mächtig und gewaltthätig gemacht hatte. Es ist der Mühe werth, den Cromwel des eilften Jahrhunderts genau kennen zu lernen.

Hildebrand (man nennt ihn mit diesem Nahmen eben so oft, als mit dem Papstnahmen Gregor VII.) Hildebrand war ein geborner Italiäner von sehr niedrigem Herkommen. Ersteres erzeugte bey ihm den Haß gegen alle Fremde, und besonders gegen die Deutschen, letzteres scheint sich beständig in einem gewissen Bauernstolz verrathen zu haben, denn öfters war es bey ihm nicht so wohl Plan, als eigentlicher Kützel, Könige und Fürsten zu necken. Den Hof Kaiser Heinrichs III. hatte er schon als Jüngling sehr genau kennen gelernt. Denn fast noch als Jüngling ging er mit dem abgesetzten Papst Gregor VI. nach Deutschland, und damals schon faßte seine stolze Seele den Entschluß, sich den wilden unbändigen Deutschen einmahl als ihr Zuchtmeister zu zeigen. Der Mönchsstand (er wählte sich gerade damahls den härtesten Orden der Cluniacenser) verstärkte vielleicht die natürliche Unbiegsamkeit seines Charakters, und da vom Jahre 1054 bis zu seiner Stuhlbesteigung (1073), also zwanzig Jahre lang, keine Verhandlung des römischen Hofs, kein großes oder kleines Staatsgeschäft war, wo er nicht

die vorzüglichste Triebfeder gewesen, so brachte er solche Erfahrungen mit auf den Thron, wie vor und nach ihm kein römischer Bischof. Italien, Frankreich und Deutschland kannte er auf das genaueste; in beyden letztern Königreichen war er öfters Legat gewesen. Er wußte nicht nur alle Staatseinrichtungen derselben, die verschiedenen Interessen der Partien, den gewöhnlichen Gang ihrer Projecte, sondern er kannte auch den persönlichen Charakter der Regenten und ihrer Großen, hatte die Überlegenheit seines Genies im persönlichen Umgange mit ihnen öfters gemessen, und ihnen schon damahls sich furchtbar gemacht. Das große vielumfassende Genie ist bey ihm ganz unverkennbar. So unrichtig es wohl bey manchen andern römischen Bischöfen seyn mag, an einen feinen politischen Plan zu denken, so gewiß fand er sich bey Gregorn nicht nur in seiner Regierung, sondern auch in demjenigen, was er unter der Regierung vorhergehender Päpste als ihr erster Minister veranstaltete. Einer der Hauptheile seines Plans, den er noch vor seiner Thronbesteigung ausführte, bestund darin, die Papstwahl auf einen zuverläßigen Fuß zu setzen. Nicolaus II. hielt (1059) eine Synode, worauf die Verordnung gemacht wurde, daß die Wahl eines römischen Bischofs künftig nur bey den Cardinälen seyn sollte; der bisher reelle Antheil des übrigen Clerus und Volks wurde auf eine bloße Acclamation herabgesetzt, das kaiserliche Bestätigungsrecht wurde bloß als päpstliches Privilegium behandelt. In Deutschland war man zwar über diesen verwegenen Schritt erbittert: man ließ den

Gesandten nicht einmahl vor, der den Synodalschluß überbrachte: aber Administrationsregierungen sind ohnedieß immer ein wenig schwach, und so klug auch Heinrichs IV. Mutter war, so hatte sie doch für allzu viele Angelegenheiten in Deutschland zu sorgen, um auch noch gegen jede Prätension der Italiäner so gleich protestiren zu können. Schon bey der nächsten Papstwahl aber ging Hildebrand noch einen Schritt weiter, und suchte jetzt das kaiserliche Recht ganz beyseit zu setzen. Die Vormünderinn Heinrichs, seine Mutter Agnes, widersprach zwar auf das nachdrücklichste, setzte dem unrechtmäßig gewählten Alexander II. den von ihr bestätigten Honorius II. entgegen, allein die unglückliche Entführung des jungen Heinrichs zernichtete alle diese noch so vernünftigen Anschläge. Endlich wurde nach Alexanders Tode Hildebrand selbst auf den Stuhl gesetzt, der unterdeß nur unter fremdem Nahmen regiert hatte, und Heinrich IV. gewarnt von allen, welche diesen durchtriebenen Archidiakonus kannten, bestätigte ihn (1073) in seiner Würde. Mit unverstellter Dreistigkeit fing itzt Gregor an, seine Entwürfe auszuführen. Gleich auf der ersten Synode schlug er mit dreyfachem Bannstrahl, er excommunicirte alle der Simonie schuldige; alle Geistliche, welche nicht ganz außer ehelichen Verbindungen lebten; und endlich nahmentlich den Robert Guiscard, einen edlen Normann, der den Saracenen Sicilien, und einen Theil von Neapel abgenommen hatte, und der römischen Kirche ihre ehemahligen dasigen Güter nicht wieder hergestellt haben soll Wenn man je von den Absich-

ten eines Mannes nach Verfluß von sieben Jahrhunderten zuverläßig urtheilen kann, so scheinen Gregors Ideen folgendermaßen aus einander geflossen zu seyn. Der Hauptzweck aller seiner Bestrebungen war wohl kein anderer als die Kirche, und das war, nach dem damahligen Styl, niemand anders als die Geistlichen, vom Staate völlig unabhängig zu machen, so gar den Staat der Kirche ganz zu unterwerfen. Diesen Zweck zu erreichen, war nöthig, erst in manchem der Kirche selbst eine ganz andere Einrichtung zu geben. Ein Geistlicher, der Frau und Kinder hatte, war gar zu sehr in Familien- und Staatsinteresse verflochten, als daß er ein recht eifriger Verfechter der Kirche hätte seyn können. Weiber und Concubinen der Geistlichen mußten also hinweggeschafft werden, es koste noch so heftige Bewegungen. War der Geistliche erst von dieser Seite ganz unabhängig, so mußte die Ertheilung der kirchlichen Ämter und Stellen ganz aus den Händen der Könige und Fürsten gerissen werden. Das ließ sich unter dem Schein, der einreissenden Simonie am besten ausführen, denn es war freylich unläugbar, daß sich die Könige und ihre Minister manches hatten bezahlen lassen, das sie hätten umsonst geben sollen. Und diese nun aus allen Verhältnissen mit dem Staate gleichsam herausgerissene Geistlichkeit sollte einzig dem römischen Bischofe subordinirt seyn. Jeder Bischof und Erzbischof sollte in seinem Sprengel nur so viel gelten, als ihn der Papst gelten lassen wollte, er sollte bloß Vicarius des Papsts seyn, und der Vicarius habe keine Gewalt, als von dem, dessen Stelle er

vertrete. Alle Königreiche betrachtete er als Eigenthum des heiligen Stuhls, welche also auch der heilige Stuhl verleihen könne, wem er wolle, für deren Verleihung auch dem heiligen Stuhl ein Recognitionsgeld gebühre. Kann sich alsdenn ein Vasall der Jurisdiction seines Lehnsherrn entziehen? Sind nicht alle Könige und Bischöfe verbunden, vor dem römischen Stuhl ihr Recht zu nehmen? Vielleicht hat noch kein menschlicher Kopf ein ausschweifenderes politisches Project ausgeheckt, vielleicht ist auch noch kein Project mit mehr Unvorsichtigkeit ausgeführt worden, als dieser Entwurf Gregors. Mit dem ersten Tritte auf den päpstlichen Thron fängt Gregor mit dem großen und niedern Clerus, mit den Normännern, die ihm so nahe auf dem Nacken waren, zugleich Händel an, verschont zwar Heinrichen noch auf seiner ersten Synode, aber doch gleich das Jahr darauf citirt er ihn zur Verantwortung nach Rom, sieht die Sache der aufrührischen Sachsen als seine Jurisdictionssache an. So erklärt er zwar seine Gesinnungen wegen der Investitur nicht gleich anfangs vollkommen deutlich, aber er verbietet doch sogleich, vom Kaiser sich investiren zu lassen, weil dieser mit Excommunicirten umgehe. Was kann unvernünftiger scheinen, als wenn man ein politisches Project durchsetzen will, auf einmahl mit allen Partien Händel anzufangen? Wirklich scheint auch Gregors Unternehmen zu denjenigen zu gehören, die man für wohl überdacht hält, weil sie nicht unglücklich geriethen. Heinrich glaubte anfangs des Papsts sich erwehren zu können, wie man sich bisher schon man-

ches Papsts erwehrt hatte; er setzte ihm einen Gegenpapst entgegen. Aber in Deutschland war alles viel zu froh, eine scheinbare Ursache des Ungehorsams entdeckt zu haben: der Kaiser fand überall nichts als Rebellion; in der Verzweiflung entschließt er sich zu einem Schritte, zu welchem ihn sein trotzigverzagter Charakter hinriß. Er geht selbst nach Italien, stellt sich im armen Sündershabite zu Canossa, und so weidet Gregor sein Aug drey ganze Tage lang an dem gedemüthigten Kaiser. Die Folge dieser Verwegenheit des Papsts war, wie sie jeder Kluge voraussehen konnte. In Italien erwachte allgemeiner Haß gegen den Freund der Markgräfinn Mathildis, und in den Seelen mancher Deutschen regte sich wieder edler Ehrgeiz, ihren Kaiser nicht zu verlassen. Hätte nicht Gregor mit den Normännern eilends Frieden gemacht, und wär ihm nicht (1085) der Tod gerade zur erwünschtesten Zeit gekommen, so würde er schwerlich ganz ungestraft aus der Welt gekommen seyn.

Bey dieser ganzen Revolution ist gewiß nicht das Merkwürdigste, daß Heinrich, verlassen von allen guten Freunden und treuen Rathgebern, einen einfältigen Streich that, den selbst der Papst nicht erwartete, noch daß ein Papst, wie Gregor, den Kaiser, wenn er sich einmahl als armer Sünder eingestellt hatte, im Schloßhofe unter freyem Himmel drey Tage lang auf priesterliche Gnade harren ließ. Aber der Verstand möchte einem stille stehen, daß sich der Papst unterstehen konnte, gegen die Observanz aller bisherigen Zeiten, als

ob es ihm erst inspirirt worden wäre, auf einmahl zu behaupten, daß kein Geistlicher von einem Weltlichen ein Lehen empfangen könne. Man sieht hier, wie oft ein Mann mit dem Menschenverstande seines ganzen Zeitalters spielen kann. Noch war unterdessen kein Mensch auf den Einfall gekommen, daß die Hand des friedlichen Geistlichen von der blutigen Hand der Könige kein Lehen empfangen könne, daß, was einmahl der Kirche gegeben worden sey, nicht eben so, wie andere Güter und Schenkungen, von Zeit zu Zeit wieder verliehen werden müsse. Sobald Gregor der Welt seine neue Entdeckung verkündigte, so fand sogleich eine große Menge eben das wahr, was Gregor gefunden hatte; es entstund nicht nur der heftigste Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, sondern auch eine gelehrte Streitigkeit, in welcher sich die besten Federn des damahligen Zeitalters übten. Eine Verordnung wegen des Cölibats der Geistlichkeit war nichts neues; die Verordnung an sich selbst würde also wenig Aufsehen gemacht haben: aber man erwartete gar nicht, daß auf Beobachtung derselben mit so vieler Strenge gedrungen werden würde. Die mainzer Geistlichen, deren Erzbischof Sigfrid, ein inniger Freund Gregors, war, antworteten bey der Publication der päpstlichen Verordnung, sie könnten nicht wie Engel leben, der Papst möge sehen, wo er sich Engel zu Geistlichen bekommen könne; doch siegte endlich das unmenschliche Gesetz, und die gänzliche Vermischung des Mönchsstandes mit dem Clerus war gewiß eine der Hauptursachen seiner glücklichern Ausführung. Die arm-

katholische Geistlichkeit, die nun das Sacrament der Ehe nicht mehr genießen soll! doch die noch bedaurenswürdigeren Laien, deren geistliche Väter so gewaltthätig von allen Empfindungen eines Gatten und Vaters abgezogeu werden, welche sie der Führung des Volks erst recht fähig gemacht hätten! Hätte doch lieber Gregor in dem Investiturstreite gesiegt, als mit seinem Cölibatgesetze. Wir haben in Deutschlaud aus Erfahrung gelernt, wie die Freyheit der Nation durch denselben beschleunigt wurde, wenn schon diese Beschleunigung mit manchen Bitterkeiten verknüpft war: aber der Schaden ist unabsehbar groß, und durch kein damit verbundenes Gute ersetzt, welchen der eingeführte Cölibat gewiß, so lang er fortdauren wird, immer mehr anrichten muß. Gregor hat den Ton zu allen nachfolgenden Mißhandlungen angegeben, welche die Kaiser von den Päpsten auszustehen hatten. Er hat gewisse Grundsätze rege gemacht, die von seinen Nachfolgern nur ausgebildet, und öfters in Übung gebracht wurden. Er drang mit unüberwiudlicher Standhaftigkeit darauf, daß überall die römischen Kirchengebräuche eingeführt werdeu sollten. Er hat dem ganzen päpstlichen Canzeleystyle eine andere Form gegeben, als er vorher hatte: vorher war der Nahme Papst gemeiner Nahme aller Bischöfe, er nahm sich denselben ganz eigenthümlich, und ein Schriftsteller des damahligen Zeitalters braucht schon den Ausdruck, das Wort Papst in der mehreren Zahl sey eben so gotteslästerlich, als den Nahmen Gottes in der mehreren Zahl zu brauchen. Er fing zuerst an, in der Aufschrift seiner

Briefe apostolischen Segen auszuwünschen, sprach in den Briefen selbst viel mehr als Herr, als alle seine Vorgänger, ließ bey dem Datum seiner Briefe die Rechnung nach den kaiserlichen Regierungsjahren hinweg, und änderte den Eid, welchen die Erzbischöfe dem Papste bisher geleistet hatten, in einen wahren Vasalleneid. Er vermehrte die Einkünfte der päpstlichen Kammer, indem er mehrere Klöster unter den apostolischen Schutz des römischen Stuhls nahm, und sich Schutzgeld bezahlen ließ. Seine Freundinn, die Markgräfinn Mathildis, bewog er, alle ihre sehr ansehnlichen Güter, ungeachtet der beträchtlichste Theil derselben Lehen waren, der römischen Kirche zu vermachen. Wie viel würde nicht ein so kühner Mann ausgerichtet haben, wenn seine Regierung nicht zu kurz gedauert hätte. Man muß, um ihn ganz kennen zu lernen, verschiedene der Beweisgründe noch wissen, womit er seine Forderungen unterstützte.

Den Kaiser auf eine so feyerliche Art excommuniciren, seine Unterthanen vom Eide der Treue freysprechen, und das Verbanntseyn auf alle diejenigen ausdehnen, welche mit ihm umgehen, war so der erste Schritt seiner Art, daß Gregor selbst gegen manche seiner Partie sich zu vertheidigen Ursache hatte. Er berief sich darauf, daß Zacharias den König Childerich abgesetzt habe; er brauchte das Beyspiel des Eifers Ambrosii gegen den Kaiser Theodors. Weltliche Sachen seyen doch gewiß nicht von so hohem Werth und so schwer zu beurtheilen, als geistliche Sachen; könne also der Papst über geistliche Sachen urtheilen, warum

nicht über weltliche? er, dessen Würde ohnedieß viel vornehmer sey, als die königliche? Diese sey eine bloße Erfindung des menschlichen Hochmuths, jene sey einzig um der Seele der Menschen willen da. Jeder König, der nicht christlich lebe, stehe unter der Herrschaft des Teufels; nun habe der geringste Geistliche (Exorcist) über den Teufel Gewalt, wie viel mehr muß also der, welcher der vornehmste aller Bischöfe ist, über den Sclaven des Teufels Gewalt haben? Die Könige seyen meist gottlos, die Päpste gleich, sobald sie Päpste werden, heilig; ob nun nicht die Heiligen die Welt richten sollten? Ist es ein Wunder, daß ein Mann von solchen Grundsätzen die halbe Welt umstürzen wollte? ein Mann, dessen Lieblingsspruch in der Bibel war (Jerem. 48, 10.): Verflucht sey, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße.

§. 18.

Streitigkeiten mit der griechischen Kirche. Michael Cerularius.

Noch ehe Hildebrand den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, geschah auch die gänzliche Trennung der griechischen und lateinischen Kirche. Die in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts entstandenen Streitigkeiten wegen des Photius hatten so viel wechselsweise Bitterkeiten veranlaßt, und mehr durch einiges Stillschweigen beyder Partien, als durch wahre Versöhnung, sich geendigt, daß jeder kleine neuhinzukommende Umstand den heftigsten Ausbruch wieder befördern mußte. Der

Patriarch von Constantinopel, Michael Cerularius, der in der Mitte des eilften Jahrhunderts regierte, war voll Gift gegen die Lateiner, weil er selbst bey seinem Hofe wenig Unterstützung gegen dieselben fand; denn der griechische Kaiser schmeichelte dem römischen Hofe, da er durch seine Hülfe in Neapel und Sicilien vielleicht doch noch einiges gegen die Saracenen und Normänner zu behaupten hoffte. Ein Brief des Michael Cerularius gab das Zeichen zum öffentlichen neuen Angriffe. Er beschuldigte in einem Schreiben an einen apulischen Bischof die Lateiner vielfacher Ketzereyen, die größtentheils von der Beschaffenheit sind, daß sie auch bey jenem Zeitalter keinen Eindruck hätten machen sollen. Der Brief kommt dem römischen Bischofe in die Hände, der es als eine Ehrensache ansieht, und die Griechen auf einer Synode excommunicirt. Der griechische Kaiser versuchte alle Wege der Vermittlung. Es kamen (1053), die Sache zu vergleichen, drey Gesandte des römischen Bischofs nach Constantinopel, diese führen sich aber so trotzig auf, daß eben dadurch alle Hoffnung der Vereinigung zernichtet wird. Sie publicirten selbst in der Hauptkirche zu Constantinopel die Excommunication des Michael Cerularius, und um nicht von dem Volke verstanden und gesteinigt zu werden, publicirten sie dieselbe lateinisch. Der Krieg war nun auf beyden Seiten angekündigt; und wie damahls theologische Kriege geführt wurden, besonders wenn der beleidigte Stolz großer Bischöfe dabey sprach, läßt sich sehr leicht vermuthen.

§. 15.

Resultat aller hierarchischen Veränderungen in dieser Periode.

Alles hat sich, wenn wir auf die bisherige Periode zurücksehen, im ganzen Systeme der Hierarchie geändert. Die griechischen und lateinischen Christen erkennen sich nicht mehr als Brüder; zum Nachtheile der beyderseitigen Kirche hört die bisher beständigfortdauernde Communication unter ihnen auf. Die Hierarchie des Orients ist, wie schon zu Anfange dieser Periode, immer mehr dem kaiserlichen Despotismus unterworfen worden. Im Occidente siegte die geistliche Macht im Kampfe mit der weltlichen. Die Synoden, auf deren Entscheidung in der ersten Hälfte dieser Periode noch so viel ankam, sind ganz unbedeutend geworden, wichtige Sachen gehen alle nach Rom, und der Geschmack an theologischen Streitigkeiten hatte sich bey den Bischöfen völlig verloren, welche ganz weltliche Herren geworden waren. Die beträchtlichste Anzahl von Klöstern hat sich von der Subordination der Bischöfe losgerissen, der römische Bischof sucht alle unmittelbar an sich zu ziehen, und da ihn die Könige öfters zur Ausführung ihrer Absichten brauchen, so lernt er dabey nach und nach den Gebrauch seiner Kräfte kennen, und wagt endlich auch zum vermeinten Besten der Kirche, was er so oft vorher bloß andern zu gefallen gethan hatte. Wenn man die äußersten Mißhandlungen und die tiefsten Verehrungen, welche oft einem und eben demselben

Päpste widerfuhren, mit einander vergleicht, so glaubt man sich oft unter Menschen versetzt, welche den Wilden ähnlich sind, die ihren Gott prügeln, wenn er ihnen nicht zu Willen wird. Es wäre, wenn wir es nicht noch täglich bey einzelnen Menschen wahrnehmen könnten, es wäre unbegreiflich, was der Schall gewisser Worte, mit welchen doch niemand eine Idee verband, in einem ganzen Zeitalter ausrichten kann. Kirche und Kirchenfreyheit waren die zwey Worte, um welche sich alle Streitigkeiten der letztern Zeit dieser Periode herumdrehten, und niemand wußte bestimmt, was er sich unter Kirche und Kirchenfreyheit denken sollte. Sorgloser Gebrauch vieler Stellen des alten Testaments vermehrte die schon herrschende Verwirrung, und die Partie, welche sich den ausschweifendsten Forderungen des römischen Bischofs entgegensetzte, fühlte wohl die Ungereimtheit der Folgerungen, aber wußte nie den eigentlichen Trugschluß zu entdecken. Die Entdeckung desselben lag auch ganz außer dem Gesichtskreise dieses Zeitalters, so lange noch alle Gelehrsamkeit einzig in den Händen des Clerus war, und so lange selbst dieser alle seine Ideen aus der Vulgata schöpfte.

Geschichte der Religion und Theologie, nebst den damit in Verbindung stehenden Gebräuchen des öffentlichen Gottesdienstes.

§. 20.

Monotheletenstreit.

Ob schon am Ende der vorigen Periode der Artikel von der Person Christi durch Streitigkeiten und Vereinigungsversuche bis zu den feinsten Spitzfindigkeiten erörtert war, und vorzüglich die Lehre von Vereinigung beyder Naturen in einer Person durch zweyhundertjährige Untersuchungen bis zur Beantwortung der seltsamsten Fragen sich ausdehnte: so gelang es doch dem Ungestüm einiger Mönche, noch einmahl einen neuen Streitpunct zu finden, den Orient und Occident noch einmahl in die größte Bewegung zu setzen. Die angesehensten Männer sowohl der großen katholischen Partie als der Monophysiten kamen in der Meinung überein, daß man nur einen Willen in Christo annehmen könne: es fanden sich Stellen, daß orthodoxe Väter so gesprochen hatten, und Phraseologie der Alten war immer einziges Kriterium der Wahrheit, welche hier so gar noch durch die Übereinstimmung der drey großen Patriarchen zu Rom, Constantino-

pel, und Alexandrien außer allen Zweifel gesetzt wurde. Man hielt diese von Orthodoxen und Monophysiten angenommene Meinung für einen Vereinigungspunct beyder Partien, und Kaiser Heraklius, der zu Anfange des siebenten Jahrhunderts mit den Persern um die Existenz seines Reichs kämpfen mußte, hatte alle Ursache, eine Vereinigung zu wünschen, um die getheilten Kräfte seines Reichs bey so aufgehäuften Drangsalen zur Gegenwehr zu vereinigen. Einem Mönch zu Alexandrien Sophronius kommt es zuerst in Sinn, den bisher allgemein angenommenen Satz als Heterodoxie zu bestreiten; doch der einzelne Mönch gibt sich bald wieder zufrieden. Kaum hat es ihm aber geglückt, Patriarch von Jerusalem zu werden, so verflucht er auf einer Synode die Lehre von einem Willen, und erklärt für nothwendige Orthodoxie, zwey Willen und zwey Wirkungen in Christo zu bekennen. Man sucht durch Versprechungen eines wechselsweisen Stillschweigens allen weitern Ausbruch zu verhüthen; weil aber solche Privatversprechungen wenig nützen, so läßt endlich der Kaiser selbst (638) ein Edict (Ecthesin) ergehen, worin zwar die Lehre von einem Willen gebilligt, aber überall verbothen wurde, von einem oder von zwey Willen zu sprechen. So weit die Macht des Kaisers reichte, so weit wurde das Verbot gehalten, aber der Bischof von Rom Johann IV., welchen die Partie des Sophronius gewonnen hatte, und der damahls noch nicht gewußt haben muß, daß sich sein Amtsvorfahrer Honorius in Glaubenssachen nicht habe irren können, erklärt sich mit allem Nachdrucke

gegen den Monotheletismus *), und sucht mit der gewöhnlichen Geschäftigkeit des römischen Ehrgeizes, eine Partie zu werben. Doch der wirksamste Patron der neugefundenen Orthodoxie war ein Mönch Maximus, der mit fanatischer Unruhe aus einer Provinz in die andere lief, in Afrika die größten Bewegungen erregte, und den Kaiser als einen zweyten Julian verlästerte. Eine Frage, welche bloß zu den feinern theologischen Speculationen gehörte, sollte als einer der wichtigsten Religionspuncte angesehen werden. Kaiser Constans, der die nachtheiligen politischen Folgen dieser religiösen Unruhen einsah — die Araber nahmen eine Provinz nach der andern hinweg — suchte (648) durch ein neues Edict (Typus) den Fortgang derselben zu hemmen, welcher durch die Verordnung des Heraklius nur noch befördert worden war. Heraklius hatte wechselsweises Stillschweigen befohlen, aber zugleich doch die Monotheletenlehre gebilligt. Constans befahl Stillschweigen, und gab selbst das beste Beyspiel desselben, er billigte und verwarf keine von beyden Meinungen. Heraklius hatte bloß befohlen; Constans gab seinem Befehl durch Androhung bürgerlichen Strafe Nachdruck. Allein Schweigen war nun einmahl keine Sache der aufgebrachten Mönche und Theologen. Kaum war das Edict des Kaisers Constans zu Rom bekannt, so hält der dasige Bischof Martin eine Synode, auf welcher

---

*) Die Lehre von einem Willen in Christo.
D. H.

er die kaiserlichen Edicte und alle Freunde derselben verflucht, kaum noch des kaiserlichen Nahmens schont. Die Erbitterungen in Rom waren so groß, daß sie auf einer Synode daselbst die Verfluchung der Monotheletenlehre nicht mit bloßer Dinte unterschrieben, sondern vom Abendmahle Wein darunter gossen. Der Kaiser fuhr mit Strafen zu, setzte ab, verwies des Landes, und war so entschlossen, seinem Edict Respecte zu verschaffen, daß er den römischen Bischof als einen Verräther würde haben enthaupten lassen, wenn nicht der sterbende Patriarch von Constantinopel für ihn gebeten hätte. Die nachfolgenden römischen Bischöfe schmiegten sich, und erhielten endlich durch Schmiegen mehr, als durch allen vorhergehenden Trotz. Der Sohn und Nachfolger des Kaisers Constans, Constantinus Pogonatus, hält (680) eine große Kirchenversammlung zu Constantinopel (Trullana Synodus), und verdammt auf derselben die Monotheletenlehre. Die Freunde der päpstlichen Untrüglichkeit lieben aber die Acten dieser Synode dennoch nicht, denn nahmentlich dem römischen Bischofe Honorius wird das Anathem darin zugesagt. Auch dießmahl, wie bisher immer, machte die Entscheidung der Synode dem Streite kein Ende; auch dießmahl wechselte wieder die öffentliche Kirchenorthodoxie nach den Gesinnungen der schwachen, parteyischblöden Kaiser; nur konnte sich keine eigentliche Religionspartie bilden, weil kein großer Bischof der Anführer der Monotheleten war. Allein die Mönche eines Klosters am Berge Libanon behaupteten sich, getrennt von der übrigen großen Kirche. Es war

unter ihnen ein unternehmender Kopf Johann Maro, der, nicht zufrieden bloß der allgemeinen Reichsorthodoxie sich zu widersetzen, einen völligen Aufruhr gegen den griechischen Kaiser erregte, die Regierung der ganzen Gegend an sich riß, und seine Partie so furchtbar zu machen wußte, daß Griechen und Araber dieselbe nicht bezwingen konnten. Dieser von der großen Kirche getrennte Haufen, zu dessen Entstehung der Monotheletenstreit Anlaß gegeben hatte, erhielt sich bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts, er vereinigte sich alsdann endlich mit den Lateinern in Palästina.

§. 21.

Wesentliche Verschiedenheit der Bildung der griechischen Dogmatik und der lateinischen.

Schon in der vorigen Periode zeigte sich in der Dogmatik und in der Entwicklung ihrer Grundsätze ganz offenbarer Unterschied zwischen der griechischen und lateinischen Kirche: je mehr sich die Glaubenslehre der lateinischen Kirche durch eigene Untersuchungen ihrer Lehrer nach und nach ausbildete, je mehr sich die ganze Communication der beyden Kirchen nur auf die Verbindungen Roms mit Constantinopel einschränkte, je metaphysischer die Theologie der Griechen wurde, und je mehr sich die Theologie der Lateiner mit Volksmeinungen vermengte, desto sichtbarer mußte sich ein Unterschied der beyderseitigen Dogmatik zeigen. Manche wichtige Schriften, welche den ganzen

Schatz der spitzfindigen griechischen Dogmatik enthielten, wurden zwar übersetzt, und dadurch auch bey den Lateinern in Gang gebracht, aber sie bekamen doch nie eben das Interesse für den Lateiner, als für den Griechen. Augustin und Gregor der große galten immer mehr als die allgemeinen Lehrer; und beyde, nicht sowohl spitzfindige Köpfe als Männer von Declamation, und einer solchen Einbildungskraft, wie sie gerade dem eigenen Vorstellungsvermögen der occidentalischen Theologen am meisten entsprach, mußten nothwendig immer stärkere Partien machen. Die ganze Hierarchie des Occidents hatte, verglichen mit der orientalischen, gerade die entgegengesetzteste Entwicklung, mußte also nicht auch Dogmatik, welche den hierarchischen Meinungen zur Grundlage dient, nach ganz entgegengesetzten Seiten sich ausbilden? In der griechischen Kirche erstarb immer alles mehr, in der lateinischen lebte, nach einigen Kathastrophen, alles immer mehr auf: aus jener flohen die Wissenschaften, in dieser verbreiteten sie sich immer mehr, und fanden bey Kirchen und Klöstern nach und nach einige sichere Stätte. Dort zerfiel die Sprache, hier bildete sie sich nach und nach zum glücklichern Ausdrucke auch feinerer Unterscheidungen. Die große Verschiedenheit des orientalischen und occidentalischen Mönchswesens äußerte natürlich zunächst auch in der Dogmatik ihre ganze Wirkung, weil in beyden Kirchen der größte Theil der angesehensten Theologen — Mönche waren. In so vieler Rücksicht unterschied sich die Bildung der Griechen und der Lateiner, und diese in die ganze beyderseitige

Verfassung verwebte Unähnlichkeit war gewiß eine der unsichtbarwirkenden Ursachen des großen Schisma, das in dieser Periode zwischen beyden Kirchen entstund; denn der Streit wegen dem Ausgange des heiligen Geistes vom Sohne trennte nicht erst beyde Kirchen, sondern gab nur Gelegenheit, die Trennung auf eine feyerliche Art zu erklären, und den Riß unheilbar zu machen.

§. 22.

In das nicäische Symbolum kommt filioque.

In Spanien, wo der Arianismus bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts herrschende Religion war, suchte man bey endlich doch unternommener Reformation jede Kleinigkeit hervor, welche der Arianer zum Beweisgrunde seiner Meinung gebraucht hatte, und es muß damahls für einen der bündigsten Gründe gegen die Gotteswürde des Logos gehalten worden seyn, daß nach den häufigern Zeugnissen der Kirchenväter der Geist nur vom Vater, und nicht vom Sohne ausgehe. Die Spanier, voll Eifers gegen den Arianismus, bedachten die Heiligkeit des nicäischen Symbolums nicht, und unterstunden sich durch Einrückung des Worts filioque das Symbolum nach ihrer Meinung noch orthodoxer zu machen, als es nach bisherigem Gebrauche war. Von den spanischen Kirchen kam diese vermehrte Ausgabe des ältesten ehrwürdigsten Symbolums in die fränkischen Kirchen, und da zwischen Franken und Griechen wegen dem Interesse der beyderseitigen Höfe

eine beständige Verbindung war, und der Streit wegen der Bilderverehrung zu Gesandtschaften Veranlassung gab, so kam auch diese Frage in Bewegung, ob es recht gewesen sey, dem nicäischen Symbolum einen solchen Zusatz zu geben. Die lateinischen Mönche beförderten endlich den ganzen Ausbruch. Sie wallfahrteten in großer Menge nach Jerusalem, und sangen dort unter andern gottesdienstlichen Übungen das nicäische Symbolum mit dem Zusatze, wie sie es zu Hause wohl gewohnt waren. Die Griechen wollten dieses nicht leiden, und die Mönche suchten Hülfe bey Carl dem großen. Die Sentenz seiner Reichsprälaten fällt zwar für die Mönche aus, aber der römische Bischof, ob er schon das Dogma billigte, mißbilligte doch die gewagte symbolische Vermehrung, und in den Streitigkeiten mit den Griechen war Johann VIII. so offenherzig, den Zusatz für gotteslästerlich zu erklären, er bat sich aber für diese Fehler der lateinischen Kirche Geduld aus. Im zehnten Jahrhunderte wußte schon niemand mehr bey den Lateinern von einem andern nicäischen Symbolum, als von einem solchen, worinn filioque stund.

§. 23.

Geschichte des Bilderkriegs.

Alle andere Streitigkeiten dieser Periode sowohl in der lateinischen als griechischen Kirche waren gleichsam nur Zuckungen, in Vergleichung mit dem fürchterlichen Sturm, welchen

der Bilderkrieg veranlaßte. Es lag schon in der Denkungsart der Christen des fünften Jahrhunderts, daß man den Bildern heiliger Männer, besonders den Bildern Jesu und der Maria, außerordentliche Hochachtung bewies. Man erzählte sich Wunderwerke, die bey denselben geschehen seyn; während der monophysitischen Streitigkeiten wurden die Gemählde und Statuen der Gottesgebährerinn mit einer Art von Wetteifer der Orthodoxen und Heterodoxen verehrt; ein Handlungsinteresse, besonders der Mönche, vereinigte sich damit, sie beschäftigten sich sehr viel mit Mahlerey, und konnten, wenn der Aberglaube des Volks recht groß war, eine beträchtlichere Anzahl ihrer Manufacturen absetzen. Die Meinung war ohnedieß angenommen, daß die Heiligen auch noch nach dem Tode an den Angelegenheiten dieser Erde und der Menschen Theil nähmen, und daß ihr Vorwort bey Gott nicht ohne Wirkung sey. Wie man ihre Reliquien mit kindischabergläubischer Sorgfalt zeigte, so glaubte man auch, ihnen selbst die Ehre zu erweisen, die ihren Bildern erwiesen wurde. Eigentliche Anbethung war es nicht, die man ihnen erwies; wenigstens die Klügeren eiferten dagegen; aber, nachdem der Wundererzählungen so viele wurden, durch die beständigen methaphysischtheologischen Streitigkeiten das Wesentliche der Religion immer mehr sich verdunkelte, so ging jener anfangs nur unbestimmte Glaube endlich in eine ganz entschiedene göttliche Verehrung über. Die eigentliche Epoche eines solchen Übergangs läßt sich nach der Natur der Sache nicht bestimmen.

Der Kaiser Leo, ein Prinz von vieler Einsicht, nahm den einreissenden Unfug wahr, und befahl (726) die Bilder in der Kirche so hoch zu stellen, daß wenigstens eine gewisse Art der abergläubischen Verehrung aufhören sollte. Das Volk glaubte, der Kaiser gehe darauf um, die ganze christliche Religion umzustürzen, und die römischen Bischöfe Gregor II. und III. behaupteten, schon seit den Zeiten der Apostel habe der Bilderdienst in der christlichen Kirche Statt gehabt. Die Mönche und Geistlichkeit verhetzten das Volk gegen den Kaiser, und in Italien kam es zu Empörungen, an welchen die römischen Bischöfe nicht unschuldig waren. Leo, gereitzt durch die Widersetzlichkeit dieser Eiferer, ging immer weiter; er entsetzte den Patriarchen von Constantinopel, einen der eifrigsten Vertheidiger des Bilderdienstes, und verboth nun durch ein eigenes Edict, die Bilder anzubeten. Er ließ alle Mahlereyen in der Kirche auskratzen, und die Gemählde, welche man hinweg nehmen konnte, verbrennen. Die Mönche schalten ihn einen Antichrist, einen zweyten Julian, er rächte sich an ihnen durch Strafen. Vom Jahre 726—780 war es gleichförmigfortdauernde Bemühung der griechischen Kaiser, den Bilderdienst zu vertilgen, die ganze Ruhe ihrer Regierung hing davon ab; denn welcher mißvergnügte Minister oder rebellische Prinz sich für den Bilderdienst erklärte, hatte immer den großen Haufen für eine Revolution bereit. Sie gingen nun nicht immer bloß nach Strenge, sondern sie hielten Synoden, und suchten das Volk durch Synodalent-

scheidungen zu leiten. Aber Synodalentscheidungen konnten das Volk nur dahin leiten, wo es ohnedieß hin wollte; alle Bemühungen waren vergeblich, im Orient war alles voll Unruhe, Italien ging verloren, und eine Staatsrevolution im Jahre 780 zernichtete vollends, was vorher so mühsam aufgebauet worden war. Irene schickte ihren Gemahl den Enkel Leos des III. aus der Welt, regierte unter dem Nahmen ihres Sohns Constantin, und um sich in der Regierung desto mehr zu befestigen, nahm sie den Bilderdienst in Schutz, hielt (786) eine große Synode zu Nicäa, auf welcher beschlossen wurde, daß man dem Kreuz, den Bildern Christi und der Maria, der Engel und der Heiligen eine gottesdienstliche Verehrung erweisen sollte; daß man sie küssen, ihnen räuchern und Lichter anzünden sollte. Der römische Bischof nahm die Schlüsse der nicäischen Synode mit Freuden an; der aufgeklärtere Carl der große ließ sie in einer eigenen Schrift widerlegen, und rief auch (794) in seinen Staaten eine große Synode zusammen, wo noch einmahl, ungeachtet alles dessen, was der römische Bischof beschlossen hatte, der Bilderdienst verworfen wurde. Mäßiger blieben die Bischöfe zwar darin als die orientalischen Bilderstürmer, daß sie die Bilder nicht ganz zum Tempel hinaus warfen, aber eben diese ihre Mäßigung wurde das Unglück des nachfolgenden Zeitalters.

Auch nach der zweyten nicäischen Synode war doch noch nicht Ruhe im Orient. Die Na-

serey der Bilderanbether *) war allzu ausschweifend, daß sie nicht jedem vernünftigen Regenten hätte auffallen sollen, und sobald dieser den geringsten Versuch machte, sie einzuschränken, so war kein Satansnahme im alten und neuen Testamente, den nicht die Mönche dem Kaiser gaben. Selbst zu Constantinopel — man hätte doch in der Residenz noch die meiste Aufklärung erwarten sollen — legte man den heiligen Statuen die neugebornen Kinder in den Arm, daß doch in diese Kleinen eine geheime Kraft transspiriren möchte. Man gewann die Bilder zu Gevatter; die Farbe von den Gemählden wurde abgekratzt, mit dem Abendmahlwein vermischt, auch das Abendmahlbrod nicht eher genossen, als bis es eine Zeit lang in die Hand einer solchen heiligen Statue gelegt worden war. Nach vielen Abwechslungen triumphirten endlich die Bilderanbether seit dem Jahre 842 wieder vollkommen. Ein schwaches Weib war wieder auf dem Throne, die sich für den Mönchen fürchtete; selbst der gelehrte, verständige Photius erklärte sich ganz

*) Wie sehr auch immer Bilderverehrung von Bilderanbethung verschieden ist, so ist es doch gewiß, daß die Grenzlinie zwischen beyden sehr leicht überschritten werden kann, daß besonders der größere Haufe diese Grenzlinie fast immer wirklich überschreitet, und daß somit diese Lehre, die ohnehin mit der reinen Religion Jesu ganz keine Verbindung hat, weit besser ganz unberührt gelassen worden wäre.

D. H.

für die Bilderanbethung. Das blinde Volk sah es als eine ganz besondere Vorsehung an, daß der Aberglaube endlich gesiegt hatte, man setzte zum Angedenken das Fest der Orthodoxie ein.

§. 24.

Im Occident war es nicht eigentliche Revolution, durch welche die Bilderanbethung herrschend wurde, sondern sehr leicht erweckte Entwicklung der grobsinnlichen Denkungsart, welche unter dem Clerus und Volk allgemein war, nachdem der Eifer zu den Wissenschaften, welcher sich unter Carls des großen, und Ludwigs des milden Regierung entzündet hatte, gänzlich wieder erkaltete. Die Mirakelhistorien bahnten auch hier den Weg, der Eigennutz des Clerus unterhielt an manchen Orten die Täuschung, und wenn etwa auch ein Mann, wie Claudius, Bischof von Turin, auftrat, und dem herrschenden Tone seines Zeitalters widersprach, so erfuhr er, was jeder große Mann in einem solchen Falle erfährt, daß es unmöglich ist, die Wahrheit hörbar genug zu sagen, wenn sie allen herrschenden Meinungen des Zeitalters zu sehr entgegen ist. Fast alle Streitigkeiten, welche im neunten Jahrhunderte im Occident entstunden, liefen darauf hinaus, daß sich einige wenige vernünftige Theologen dem Einreissen unvernünftiger sinnlicher Vorstellungsarten widersetzten, und ihre Dogmatik in mehrere Übereinstimmung mit ihrer Philosophie zu bringen suchten. Am Hofe Carls des kahlen war immer ein kleiner auserlesener Cirkel

von Philosophen und Theologen, durch deren Schriften die aufgeklärtere Vorstellungsart noch einige Oberhand behielt, aber die Mönche, deren Verstand sich weniger durch allgemeinen Umgang und mannichfaltigere Lectüre entwickelte, waren die gewöhnlichen Vertheidiger der sinnlichen Vorstellungsart, waren schreibseliger, als jene Hoftheologen und Hofphilosophen, hatten schon in ihrer ganzen äußern Lage mehr Vortheil, ihre Ideen allgemein ausbreiten, und länger im Gange erhalten zu können. In einem solchen Zeitalter konnte die Controvers entstehen, ob Christus bey ganz verschlossenem Leibe seiner Mutter auf die Welt gekommen sey, oder wie jeder andere Mensch? Ein Mönch im Closter Corvey, Paschasius Ratbert, bewies sorgfältig, wie nachtheilig es für die Ehre der Jungfrau Maria seyn müßte, das letztere behaupten zu wollen. Man hatte schon lange angenommen, daß im Abendmahle Fleisch und Blut Christi genossen worden, aber man hatte sich nicht weiter darüber bedacht, wie das zu verstehen sey; man hatte zwar grobe sinnlose Begriffe, aber man dachte sich diese nicht nach allen ihren Folgerungen entwickelt, man hüllte sich mit einiger Zufriedenheit in das Dunkle derselben ein: nun aber wollte man wissen, ob das Fleisch und Blnt Christi, das wir im Abendmahle genössen, eben dasselbe sey, das aus Maria geboren worden? ob denn das Brod und der Wein im Abendmahle anch Brod und Wein bleiben, oder ob sich bey der geschehenen Veränderung nur der äußere Schein von Brod und von Wein erhalte? Eben

derselbe Mönch Ratbert behauptete, die Veränderung sey so wesentlich, daß man nicht mehr sagen könne, Brod und Wein sey Brod und Wein geblieben, er verwickelte sich in dunkle ärgerliche Ausdrücke, und behielt in seinen Declamationen nicht mehr so viele Spuren der ächtern Wahrheit, als manche vorhergehende Schriftsteller bey ähnlichen Verirrungen. Die bessern Köpfe seines Zeitalters, Johann Scotus, der scharfsinnigste Philosoph, und Ratramnus, Mönch im Kloster Corvey, widerlegten nebst vielen andern diese Meinung, vertheidigten wahrscheinlich die nachher lutherische Meinung von der Art der Gegenwart im heiligen Abendmahle; aber der Strom war schon nicht mehr aufzuhalten, die sinnlichere Meinung bekam mehr Anhänger, und man suchte die Vertheidigung der vernünftigen Hypothese durch seltsame Folgerungen aus derselben recht verhaßt zu machen. Wenn Brod nnd Wein auch im Abendmahle noch Brod und Wein bleiben sollten, so müßten sie nach dem Genusse das Schicksal aller menschlichen Nahrung erfahren: ob es nicht gotteslästerlich sey, das von Brod und Wein zu sagen, die Leib und Blut Christi sind? Stercoranismus hieß diese Ketzereybeschuldigung, welche immer eine Partie der andern vorwarf, und keine der andern mit Recht vorwerfen konnte. Es ist unglaublich, auf was für profane und alberne Fragen die Mönche damahls geriethen; wie sich nach und nach die Idee festsetzte, daß das heilige Abendmahl ein Opfer sey, das man Gott darbringe, und wie diese einzige Meynung eine Quelle solcher Ge-

wohnheiten war, wodurch der ganze Zweck des Abendmahls völlig verkehrt wurde. Jtzt hielt man häufig Abendmahl, ohne daß jemand außer den Priestern dasselbe genoß (missae privatae solitariae) denn die Laien gingen itzt meistens nur dreymahl des Jahres an gewissen großen Festtagen zum Abendmahle; öfter zu gehen, war beschwerlich kostbar, weil man nicht mit leerer Hand erscheinen durfte, und die Abgaben an die Priester, welche man als göttliches Recht forderte, ohnedieß zahlreich genug waren. Da Abendmahlhalten ein Opfer seyn sollte, so ließ man dieß Opfer Gott durch den Priester bringen, bald für empfangene Wohlthaten, bald um Gott zu bewegen, der Seele seiner Voraltern oder der Kinder, die im Fegfeuer schmachteten, desto schneller sich zu erbarmen, bald um Regenwetter, bald um Sonnenschein für die Feldfrüchte zu erbitten. Der Priester ließ sich seit dem Ende des achten Jahrhunderts die Mühe bezahlen, welche er mit dem häufigen Meßhalten hatte, und da die Messen schon im neunten Seculum mit einemmahl zu hunderten bestellt wurden, so mußte man darauf denken, recht viele Messen an einem Tage lesen zu können. Schade! die Kirchengesetze verbothen, mehr als eine zu lesen. Der Clerus erfand sich zu diesen Gesetzen die Glosse, nur eine wo der Kelch getrunken wird, aber missa sicca könnte nicht viel unkräftiger seyn, als eine ganze Messe. So wurden mehrere Messen den Tag über von einem Geistlichen gelesen, und er trank in einer den Kelch für alle übrigen. Das Gepränge bey Haltung dieses Abend-

mahls oder dieser Messen wurde denn doch immer ceremonienvoller, dem Geistlichen lag daran, der Handlung den höchsten Grad der Feyerlichkeit und des unverständlichsten Geheimnisses zu geben. Man nahm besonders seit dem Ende des neunten Jahrhunderts nicht mehr bloß gemeines gesäuertes Brod, sondern ungesäuertes, eigentlich einzig für diesen Endzweck gebacken, nach einer besondern Form zugeschnitten, und immer kleiner zugeschnitten, damit ja niemand von der kostbarsten Sache zu viel empfange.

Wie bey der feyerlichsten Handlung des öffentlichen Gottesdiensts äußerliche, in die Sinne fallende Pracht oft mit einer recht ungeschickten Verschwendung den Werth oder den Eindruck derselben erhöhen sollte, so war es seit dem sechsten Jahrhnnderte, seit den Bemühungen Gregors des großen, fast mit allen Theilen des Gottesdiensts. Ihm verdankt die römische Kirche die gegenwärtige Form ihres Meßcanons, so wie sonst die wichtigsten Theile ihrer Religionsceremonien. Durch ihn wurden die heiligen Processionen erst recht aufgebracht; die Litanien, oder die besonderen Gebethsformeln auf alle Feste und alle besondere Gelegenheiten, die sich nur erdenken ließen, kamen in öffentlichen Kirchengebrauch: es war im ganzen Äußern des Gottesdienstes kein Schatten der alten Einfalt mehr da, und Carl der große gab sich alle Mühe, die Kirchen seines Reichs besonders in Ansehung des Gesangs nach römischer Weise zu bilden. Es ist ein Beweis, wie man der ungereimtesten Sache

endlich so gewohnt werden kann, daß man sie gar nicht mehr achtet. — Seit Gregors Zeiten wurde es bald allgemeine Sitte, daß man dem lieben Gott das Gebeth vorsang *).

§. 25.

Schilderung der wichtigsten Umstände, wodurch die Schicksale der Religion und Theologie im neunten Jahrhunderte bestimmt wurden.

Nichts mußte endlich mehr zum Verderben der Religion und Dogmatik dienen, als daß die Cultur der Muttersprachen so sehr hintangesetzet, und fast alles nur immer in den einmahl angenommenen lateinischen Ausdrücken abgehandelt wurde. Das Vaterunser, das Taufsymbolum lernte zwar fast jede Nation auch in ihrer Muttersprache, und besonders im neunten Jahrhunderte wurden Anstalten gemacht, daß in der Muttersprache gepredigет werden sollte, aber der ganze Zweck der zwey wichtigsten Religionshandlungen, Taufe und Abendmahl, konnte doch unmöglich vom Volke erkannt werden, selbst der Priester verstund kaum Latein zu lesen; wer von

---

*) Sonderbar! Gesang gehörte doch schon in den ersten Zeiten der Christenversammlungen zum Gottesdienste, und ist noch heute, vorzüglich in protestantischen Kirchen, ein wichtigster Theil desselben. D. H.

dem Volke sollte mit Verstand hören? Einzelne Stücke der Bibel wurden zwar übersetzt, aber wie viel gehörte damahls dazu, bis ein Buch allgemein in Gang kam. Selbst Otfrieds Übersetzung, ungeachtet sie Poesie war, wurde nicht sehr ausgebreitet, und so lange man sich nicht auf ein solches Buch im öffentlichen Unterrichte beständig bezog, so lange nicht der öffentliche Predigtunterricht recht häufig und angelegentlich war, so nahm das Volk nur wenigen Theil an dem, was die Gelehrten seines Zeitalters sagten und schrieben.

Und gerade dieser Unterricht war nur höchst sparsam und dürftig, der ganze Gottesdienst schränkte sich immer mehr auf die Messen ein, also auf eine Religionshandlung, von welcher das Volk durchaus keinen Sinn haben konnte. Carl der große, so eifrig er suchte, allgemeine Aufklärung zu verbreiten, ergriff doch bey versuchter Ausbreitung der Religionskenntnisse ein Mittel, das gerade entgegengesetzte Wirkung that. Er ließ durch einen Gelehrten an seinem Hofe, Paul Warnefried, Homilien aus den Kirchenvätern über gewisse Evangelien- und Episteltexte zusammensuchen. Der größere Theil der Bischöfe und Geistlichen war nicht im Stande, Homilien selbst zu verfertigen, oder wenn sie je Bücher hatten, sie aus denselben zusammenzusuchen, man kam ihnen also von Seiten der Regierung zu Hülfe, und gab ihnen eine Postill in die Hände, von deren Gebrauche man versichert war. So wurde freylich hie und da aus der Reichspostille noch eine erträgliche Predigt gehalten,

wo vorher gar keine gehört worden wäre, aber die nächste Folge war, daß sich nun niemand mehr Mühe gab, und die Bibel selbst auch unter den Gelehrten außer Gang kam, weil man das für den Alltagsgebrauch Nothwendige anderwärts kürzer beysammen hatte. Der Festtage wurden zwar immer mehrere, und die Feyer des Sonntags wurde immer strenger befohlen; aber das alles diente nur dazu, den Aberglauben zu vermehren, denn jedes neugeordnete Fest war nur Fest einer neuen abergläubischen Meinung, gewöhnlich nur Gelegenheit einer neuen Messe, aber nicht eines neuen Volksunterrichts.

Das einzige Mittel, das etwa noch übrig blieb, dem gänzlichen Zerfalle der Religion unter dem Volke zu wehren, war die Beichtanstalt, und von dieser Seite betrachtet war es zu damahligen Zeiten in der That nützlich, daß dem Laien eine Aufzählung einzelner Sünden zur heiligen Verbindlichkeit gemacht wurde, und daß man ein dreymahliges Beichten des Jahrs für eine der nothwendigsten Pflichten des Christen hielt. Durch diese Beichtanstalt wurde doch nach und nach auch unter dem niedrigsten Volke mancher Aberglaube ausgerottet, wenn nicht immer aufgeklärte Religionskenntniß, wenigstens doch einige Ausübung von Moral erhalten: aber auch dieser erwartete Nutzen wurde durch die Unwissenheit und den Eigennutz der Priester äußerst vermindert, Der Priester betrachtete die Sünden des Beichtkinds bloß im Verhältnisse gegen seine Sündentaxe, und wenn die Sünde auch

nicht mit Geld abgekauft wurde, so wurde selbst durch die andern Arten von Büßungen, Psalmenbethen und Fasten, gar keine Besserung bewirkt, vielmehr mußte die Überzeugung, wie leicht man einer Sündenschuld los werden könne, nur roher und gegen das Laster unempfindlicher machen. Aus allen diesen Umständen, welche so unglücklich zusammentrafen, läßt es sich wohl erklären, warum in der letzten Hälfte des neunten Jahrhundertes fast alle Moralität so ganz verloren war. Geistliche und Laien schienen vergessen zu haben, daß es ein sechstes Geboth gebe; der Nahme eines Bastards war keine Schande; mit den schärfsten Kirchengesetzen konnte man kaum bey dem messehaltenden Priester einigen Wohlstand erzwingen: auch die Bischöfe dünkten sich nur zu oft über die Gesetze der Menschheit erhaben. Man sieht in der Geschichte Gottschalks selbst an einigen der größten unter ihnen, was ihre Sitten waren.

§. 26.

Gottschalk, ein unglücklicher Freund augustinischer Meinungen.

Gottschalk, ein frommer Mönch aus Frankreich, da er (847) auf einer Wallfahrt von Rom nach Hause reiste, wurde unterwegs in ein Religionsgespräch verwickelt, worin er behauptete, Gott habe von Ewigkeit her gewisse Menschen zur ewigen Seligkeit, gewisse zur ewigen Verdammung bestimmt. Das war nun gerade

eben das gesagt, was Augustin längst gesagt hatte, und Augustin galt doch damahls für einen Grundpfeiler der Orthodoxie. Aber ein italiänischer Bischof Noting von Verona hörte dem Religionsgespräche zu, und fand Gottschalks Meinung für ärgerlich. Er gab dem Erzbischof von Mainz Rabanus Maurus Nachricht, und bat sich Belehrung von demselben aus, denn Rabanus galt damahls für einen der angesehensten Theologen. Der glücklichste Fund für den Erzbischof, eine Gelegenheit zu haben, wo er dem Mönch Gottschalk wehe thun könnte; denn er war ihm schon von langen Jahren her gram. Noch da Rabanus Abt in Fuld gewesen war, befand sich Gottschalk als Mönch daselbst, und verließ das Kloster mit dem größten Widerwillen des Abts, der einen so vornehmen und vortrefflichen Jüngling äußerst ungern verlor. Voll von dem Zutrauen, das eine redliche Überzeugung einflößt, eilt Gottschalk so gleich selbst nach Mainz, will sich hier gegen den Bischof, der schon überall verketzernde Briefe ausschickte, offenherzig verantworten; allein er wird auf der Synode als Ketzer verurtheilt, und an den Erzbischof Hinkmar geschickt, zu dessen Sprengel er eigentlich gehörte, von dem er aber gleichfalls aus Privatabsichten nichts besseres zu erwarten hatte, als von Rabanus. Der rheimsische Primas hielt (849) zu Chiersy gleichfalls Synode über ihn, und ließ ihn hier so lange schlagen, bis er eigenhändig sein Glaubensbekenntniß ins Feuer warf. In einem ewigen Gefängnisse sollte er seine Verstocktheit und seine Blindheit beweinen, und er blieb auch bis an

sein Ende, ungeachtet er zwanzig Jahre im Kerker saß, seiner augustinischen Überzeugung getreu.

Wenn Hinkmar durch sein Zeitalter entschuldigt werden sollte, daß er einen irrigen Mönch so barbarisch Orthodoxie lehrte, so gilt die Entschuldigung doch nur auf den Fall, wenn Gottschalk nach den Kirchengesetzen seines Zeitalters wirklich heterodox war. Aber der größte Theil der damahligen Bischöfe und Theologen war darin uneinig, selbst der römische Bischof wollte die Lehrsätze des Hinkmar nicht billigen: es kam bey beyden Partien zu Synodalberathschlagungen, und beyde Partien suchten ihre Meinung durch Synodalschlüsse zu bekräftigen. Der ganze Streit erlöschte wieder in der Hälfte des Jahrhunderts, in welcher er entstanden war.

§. 27.

Wie die Gottesurtheile mit dem Zustande dieses ganzen Zeitalters zusammenhängen.

So wenig nun Religionskenntnisse unter dem großen Haufen waren, so allgemeine Unwissenheit selbst auch unter der Geistlichkeit herrschte, so fand sich doch, besonders unter dem Volke ein gewisses dunkles Gefühl von einer göttlichen Vorsehung, welche durch unmittelbare Dazwischenkunften über Recht oder Unrecht entscheide, die Tugend rette und das Laster bestrafe. Schon die Gottesurtheile allein sind der sicherste Beweis hievon. Man verkennt gewiß die ganze Denkungs-

art dieser Zeitalter, wenn man sie in ihrem ersten Ursprunge für einen Betrug der Priester ansehen will, ob sich schon Betrügerey sehr bald dabey mag eingemischt haben, da schon zu Ludwigs des milden Zeiten einige Gattungen dieser Gottesurtheile verbothen wurden, weil man sah, wie sehr sie dem Betruge ausgesetzt waren. Aber selbst dieses, daß man bey einer solchen Veranlassung nur einige und nicht alle verboth, beweist genugsam, wie tief diese Gewohnheit in der Denkungsart des Zeitalters lag.

Nichts ist dem Genie wenig aufgeklärter, und dabey doch religiöser Menschen mehr angemessen, als die Vorsehung bey jedem zweifelhaften Vorfalle zu einer unmittelbaren Entscheidung anzurufen, und durch die Geschichten des alten Testaments mögen manchmahl wohl auch die Aufgeklärteren für eine solche unmittelbare Theokratie eingenommen worden seyn. Die Feyerlichkeit, wie solche Gottesurtheile angostellt wurden, erregte wohl öfters, wenn von Schuld oder Unschuld die Rede war, in den Gemüthern der Partien solche Empfindungen, daß die Muthlosigkeit den Schuldigen verloren machte, und die Einbildungskraft des Unschuldigen von der Zuversicht auf die Hilfe der Vorsehung bis zum Ausdauern belebt wurde. Denn hätten die Gottesurtheile gar zu oft sichtbar unrecht entschieden, so müßte ihr Credit bey der noch dämmernden Aufklärung dieses Zeitalters früher gefallen seyn, als wirklich geschah. Doch die Unschuld mag bey dieser Art von Proben glücklich oder unglücklich

gewesen seyn, so ist gewiß, daß solche Gottesurtheile Beweise der rohen Religiosität eines Volks sind, besonders wenn sie bey so vielen ganz verschiedenen Vorfällen gebraucht werden, als damahls gewöhnlich war. Das Duell sollte nicht nur entscheiden, wer unschuldig oder schuldig eines gewissen Verbrechens sey: es sollte richten, ob die Enkel von dem Großvater erben können, oder ob es Wille der Vorsehung sey, daß sie den Vaters- oder Mutterbrüdern weichen sollten. Die wichtigsten wechselsweisen Prätensionsrechte der Könige wurden oft so ausgemacht; selbst der Krieg war in den Augen dieses Zeitalters nichts anders als ein judicium Dei. Noch bis zu Ende des eilften Jahrhundertes behielten diese Meinungen ihre volle ziemlich ungeschwächte Gültigkeit: erst da nach und nach die Menschen mehr auf die Hälfte des Wegs der Aufklärung kamen, zu klug für eine solche kindische Gottesfurcht, und zu wenig verständig für eine aufgeklärte Religion waren, da römisches Recht mit allen wahrgenommenen Bequemlichkeiten eines geschriebenen, für alle nur mögliche Fälle bestimmenden Rechts in Gang kam, erst alsdann wurden solche judicia Dei ungefähr eben das, was Auspicien und Augurien zu Zeiten des Cicero waren.

§. 28.

Geschichte der Religion und Dogmatik im zehnten Jahrhunderte.

Nach allen diesen bisherigen Bemerkungen entwickelte sich Religion und Theologie des zehnten Jahrhunderts, wenn man anders Entwicklung heissen kann, was bloß Vermengung der Volksmeinungen mit dem Christenthume war. Bey dem traurigen äußern Zustande der Kirche war es nicht möglich, daß irgend einige Versuche einer genauern Bestimmung gewisser Lehren gemacht werden konnten, für Ketzereyen war man deßwegen auch sicher, wenigstens für solchen, die gleich damahls Bewegung gemacht hätten; denn was man auch von dieser Art in der Geschichte bemerkt, ist immer bloß Sache einzelner unwissender Menschen, die nicht eigentlich wußten, was sie wollten, oder wenn sie auch dunkle Gefühle der Wahrheit hatten, so konnten sie ihr Gemenge von Wahrheit und Irrthum nicht ausdrücken. Wo im vorigen Jahrhundert ein gewisser Mißbrauch nur angefangen hatte hervorzukommen, da wurde er itzt herrschende Sitte. Noch Carl der große hatte es verbothen, daß die Glocken getauft werden sollten, weil die Taufe nur für Menschen sey: im zehnten Jahrhunderte fing Glockentaufe an, ganz gewöhnlich zu werden. Für Verstorbene hatte man längst Messe gelesen, aber es mußte für einzelne Personen besonders bestellt werden. Zu Ende des zehnten

Jahrhunderts bekam ein Abt von Clugny, Odilo, eine Offenbarung, wie sehr die Seelen im Fegfeuer wimmerten, wie viele da seyen, welche zu lange da bleiben müßten, weil für sie nichts bestellt worden. Er fing also an, eine Messe für alle Seelen im Fegfeuer zu lesen, und so wurde endlich in der ganzen Kirche das Fest aller Seelen eingeführt.

Man sieht schon aus der auch im achten und neunten Jahrhunderte gewöhnlichen Vervielfältigung der Messen, daß sie glaubten, die Wirkung richte sich nach der Menge und Anzahl; daher auch schon damahls die Vervielfältigung der Gebethe, die Meinung Gott zu versöhnen, je öfter man ihn das Vaterunser und den Psalter anhören lasse. Nun fingen sie aber an , ihre Gebethe dem lieben Gott vorzuzählen, und alle Verwirrung deßhalb zu vermeiden, kamen schon im zehnten Jahrhundert solche Erfindungen zum Vorschein, wie Rosenkranz und Krone der Jungfrau Maria sind. Dieser ganze Hang zu recht sinnlichabergläubischen Gebräuchen wurde vollends dadurch unaufhaltbar wirksam, da sich in Frankreich die Meinung verbreitete, daß nach Verfluß des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt der Antichrist kommen, und dann so gleich das jüngste Gericht einbrechen werde. Wer Güter hatte, schenkte sie deßwegen den Kirchen: was konnten ihm irdische Güter nützen, wenn der Welt Ende so nahe war? Die Wallfahrten nach Jerusalem und andern heiligen Örtern

wurden viel häufiger als vorher, denn man wollte den jüngsten Tag lieber in Palästina als zu Hause erwarten. Sonnen- und Mondfinsternisse haben gewiß, zur Zeit der ersten spanischen Landungen, unter den Amerikanern keinen größern Schrecken gemacht, als damahls in Europa in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Alles versteckte sich, denn alles glaubte, nun sey der jüngste Tag im Anzuge. Viele Geschäfte des menschlichen Lebens fingen an zu stocken, und der rohere Theil des Volks, weil nun doch alles Dings ein Ende werden würde, wollte seine Laufbahn sardanapalisch schliessen. Die Geistlichen eiferten größtentheils gegen diese alberne Meinung, fanden aber erst alsdann Zutrauen, wie das Volk von selbst sah, daß seine Erwartung vergeblich war.

§. 29.

Schilderung der Umstände, welche im eilften Jahrhunderte zur Entwicklung der Dogmatik etwas beytrugen.

Im eilften Jahrhunderte blühte nun endlich wieder vollkommen auf, was im zehnten Jahrhunderte nur hie und da einzeln sich gezeigt hatte. Die Klosterschulen kamen, nachdem die Verheerung der Normänner aufhörte, wieder in einen bessern Zustand: es erzeugte sich, nicht ganz zum Schaden der Wissenschaften, einige

Eifersucht zwischen den Klöstern und Stiftsschulen, der Zulauf war bey beyden besonders in Frankreich außerordentlich groß. In dem zehnten Jahrhunderte waren gar zu ungeschickte Vorstellungsarten herrschend geworden, als daß nun nicht aufgeweckte Köpfe hätten suchen sollen, denselben mehr Verfeinerung zu geben, die ehemahls unterdrückten schicklicheren Ausdrücke wieder emporzubringen. In Italien und Frankreich, welche am Ende dieses Zeitalters für die ganze Litteratur immer mehr den Ton angaben, hatte sich endlich das Lateinische von der lingua vulgari Romana ganz geschieden, und erschien nur noch als bloße Büchersprache. Diese wurde also für sich der Cultur immer fähiger, so wie auch die gemeine Volkssprache durch Schriften, welche dem ganzen Genie des Zeitalters gemäß waren, immer mehr ausgebildet wurde. Die Romane erschienen häufiger, die schon in der letztern Hälfte des zehnten Jahrhunderts zum Vorschein zu kommen anfingen, und es ist unglaublich, welchen Einfluß diese Producte und der riesenmäßige Ton, der in denselben herrschte, auf die praktischreligiösen Gesinnungen des Volkes, selbst aber auch auf die Documente der Kirchengeschichte hatte, denn man fing nun an, alle alte Lebensbeschreibungen der Heiligen, die sich in der Kirchenbibliothek fanden, in diesen Ton umzukleiden*). Auch die Ritterschaft, welche we-

---

*) Eine höchst wichtige Bemerkung, die einer ernstlichen Untersuchung allerdings würdig wäre.
D. H.

nigstens in Deutschland erst mit dem eilften Jahrhundert anfängt, war groẞentheils gewiß nichts anders, als ein Ausbruch der Ideen, welche durch die Romane in den Köpfen tapferer Krieger erregt wurden. Mit einer Feyerlichkeit, wie sich der Priester zum Dienst des Altars einweihen ließ, ließ sich auch der Ritter zum Dienst Gottes und seiner Dame gleichsam ordiniren; und der eifrigste Priester konnte nicht eifriger seyn, als diese Ritter in der Vertheidigung der Sache Gottes und der Rechte ihrer Damen waren.

Mit diesen ritterlichen Gesinnungen stund auch der Ursprung und die Beobachtung der sogenannten treuga Dei *) in einiger Verbindung. Ein französischer Bischof wurde in der Mitte des eilften Jahrhunderts durch eine kleine Betrügerey der gröẞte Wohlthäter seines Zeitalters. Er gab vor, göttliche Offenbarungen zu haben, daß man vom Donnerstag bis auf den Montag keine Fehden haben solle, zum stillen Angedenken desjenigen, was Christus in diesen Tagen für uns gethan habe. Die Erfindung fand allgemeine Folgsamkeit, weil der Rittergeist dieser Zeiten, bey allen seinen Ausschweifungen von Galanterie und Religiosität gemeinschaftlich genährt wurde. Nie hätte sich ohne solche Vorbereitungen am Ende des eilften Jahrhunderts, das auẞerordentlichste

---

*) Gottesfrieden.

Phänomen eräugnen können, das die Geschichte der menschlichen Einbildungskraft aufweisen kann, und alle Ermahnungen der Päpste und alle Klagen der Pilgrimme, würden nie einen solchen Schwindelgeist über ganz Europa haben ausgiessen können, daß alles nach Palästina lief, um dort todtzuschlagen oder todtgeschlagen zu werden, wenn nicht schon vorher die Phantasie durch solche Schriften entzündet gewesen wäre.

Von allen neuen Versuchen, einigen Artikeln der Glaubenslehre genau verbesserte Bestimmungen zu geben, verdient keiner vorzüglicher bemerkt zu werden, als der Versuch, welchen der Canonikus Berengar so unglücklich gewagt hat.

§. 30.

Berengariusische Streitigkeiten.

Paschasius Ratbert hatte zwar für seine sinnlichere Meinung, von einer besondern Verwandlung des Abendmahlbrods in den Leib Christi, nach und nach, besonders im zehnten Jahrhunderte, eine fast entscheidende Mehrheit der Stimmen erhalten. Seine Meinung entsprach der ganzen theologischen Vorstellungsart dieser Zeitalter viel besser, als die Meinung des Johannes Scotus und Ratram, aber es blieben doch noch immer Gelehrte übrig, welche das Vernunftwidri-

ge dieser allgemeinern Meinung nicht ertragen konnten, und weil durch kein Kirchengesetz befohlen war, was man glauben solle, so stund noch völlig frey, über die Sache nach Willkühr zu disputiren. Berengar, Canonikus zu Tours in Auvergne, war viel zu scharfsinniger Kenner der Meinungen der Alten, als daß er der neuern, ungeschicktern Vorstellungsart des Paschasius hätte beytreten sollen; er für sich vertheidigte und lehrte die Vorstellungsart des Scotus, aber es that ihm wehe, daß Lanfrank, Lehrer bey der Klosterschule zu Bec in der Normandie, gerade der Mann, der mit ihm das ganze Zeitalter hätte stimmen können, recht heftigeifrig für die gegenseitige Meinung war. Berengar bittet ihn in einem Briefe, gelinder zu seyn, weil viele große Lehrer der Kirche nicht gedacht hätten, wie Paschasius. Dieses kleine unschuldige Billet kostete den armen Berengarius die Ruhe seines Lebens, und beschleunigte für die Kirche den Zeitpunct, wo die Lehre von der Transsubstantiation zum Kirchengesetz gemacht wurde. Unverhört, bloß auf Anklage eines eifersüchtigen Gegners, bloß auf Vorzeigung dieses kleinen ganz unschuldigen Billets wird (1049) Berengarius zu Rom auf einer Synode verdammt, und der zweyte Bannstrahl kam gleich das nachfolgende Jahr auf einer neuen Synode. Der Papst selbst war zwar ziemlich billig, und suchte Berengarn durchzuhelfen; auch Hildebrand, unter dessen Direction damahls schon alle römische Angelegenheiten stunden, wollte den klugen Mann von dem Ketzer-

eifer seiner Gegner nicht unterdrücken lassen, er nahm als Widerruf Berengars an, was doch nur nähere Erläuterung seiner Meinung war, er ließ sich ein unbestimmtes Glaubensbekenntniß als eine deutliche Erklärung vorlegen. Aber bey so geschäftigen Gegnern, als Lanfrank und seine Partie waren, konnte der Papst selbst nicht vorsichtig genug seyn, um nicht den guten Ruf seiner eigenen Orthodoxie zu verlieren. Das Vorspiel solcher Beschuldigungen war schon da, indem man (1058) Berengarn mit allen Ketzernahmen zu bezeichnen anfing. Die Sache kam noch einmahl zu Rom vor, und Berengar ging dießmahl selbst hin; was sollte er zu fürchten haben? der alles geltende Archidiakonus Hildebrand war doch sein Freund; aber wie der Erfolg bewies, nur Freund nach Behaglichkeit. Da das Geschrey der Eiferer zu groß wurde, Hildebrand für sich selbst Gefahr sah, mußte Berengar ein Glaubensbekenntniß unterschreiben, dessen sich itzt mancher Katholik schämen möchte.

Die Unterschrift war aber umsonst; denn so bald Berengar zu Hause war, nahm er alles zurück. Die Ketzerklagen erneuerten sich also, und Hildebrand, der unterdessen selbst die dreyfache Krone gewonnen hatte, glaubte seinen alten Bekannten zu retten, wenn er sich nur ein neues Glaubensbekenntniß von ihm geben ließ. Doch die Gegner waren zu scharfsichtig, um nicht das Unbestimmte dieser Confession wahrzunehmen.

Seiner eigenen Ehre wegen mußte ihn Gregor (1079) eine härtere Formel beschwören lassen, aber kein Eidschwur band Berengarn mehr, so bald er zu Hause war, und Gregor war doch so menschlich, ihn nicht weiter verfolgen zu lassen. Noch blieb es also ungewiß, was bey der Frage von der Art der Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im Abendmahle als Kirchenorthodoxie angesehen seyn solle: aber man sah doch viel deutlicher als jemahls, welche Wagschaale am stärksten zog.

§. 31.

Einige der Hauptfolgen aus dem bisherigen. Coexistenz der reifenden systematischen Theologie und der merklich sich entwickelnden Mystik.

Religion und Dogmatik sind, wie aus dem bisherigen deutlich erhellt, in dieser ganzen Periode sehr viel mehr verderbt als gebessert worden. Wie in der vorigen Periode die theologische Freyheit im Orient durch die Tyranney der Kaiser und das mißbrauchte Ansehen der Synodalschlüsse in die engsten Grenzen eingeschränkt wurde, so ging es itzt auch im Occident, nur daß hier andere Mittel zu diesem unglücklichen

Ziele führten, und daß im Occident jene traurige Todesstille weiterer Untersuchungen in gewissen Artikeln niemahls so allgemein werden konnte, als da, wo alles von der Willkühr eines Herrn abhing.

Man nahm im Occident nach und nach alle Spitzfündigkeiten in die Dogmatik auf, welche durch nestorianische und monophysitische Streitigkeiten erfunden worden waren, und an vielen Mißverständnissen konnte es hiebey nicht fehlen, wenn so feine Unterscheidungen aus einer Sprache in die andere übergetragen werden sollten. Artikel, welche die Disputirsucht der Griechen unberührt gelassen, wurden auf gleiche Art durch eigene innere Streitigkeiten der Lateiner verderbt, und Intoleranz gegen Dissentirende trug nicht nur ganz die Farbe dieses rohen Zeitalters, sondern wurde auch, wie schon Berengars Beyspiel zeigt, durch litterarische Cabalen veranlaßt und genährt. Nach allen diesen Hauptbeziehungen hat sich also nichts in den Schicksalen der Religion und Theologie gebessert: aber von der Seite der eigentlich gelehrten Kenntnisse war doch besonders durch die Revolutionen des eilften Jahrhunderts sehr viel gewonnen worden.

Man sieht nehmlich in diesem Zeitpuncte ganz deutlich, wie sich alles der Epoche nähert, wo der menschliche Geist die bisher bloß einzeln gedachten Wahrheiten nach und nach in systematische Verbindung setzen lernt, und durch einige Über-

schauung des Ganzen das wechselsweise Verhältniß derselben entdeckt. Die ersten Versuche eines theologischen Systems waren freylich wie alle solche erste Versuche kaum etwas mehr, als Zusammenwerfung der angenommenen theologischen Wahrheiten unter gewisse Hauptrubriken. Die Rubriken selbst unter einander stunden noch in keiner genauen logischen Folge, manche Wahrheit schien sich oft auch mehr in eine gewisse Rubrik hinein verirrt zu haben, als absichtlich hineingesetzt worden zu seyn, und am wenigsten läßt sich an strenge Beweise der einmahl angenommenen Sätze denken, weil aller Beweis darauf hinauskam, daß das wahr sey, was die Väter gesagt hatten, und gesunde Exegese noch seltener als theologische Freyheit war. Ein Glück war es für die Theologie, daß der Ehrgeitz der römischen Bischöfe eine ganz andere Richtung nahm, als der Ehrgeitz der Bischöfe von Alexandrien in der vorigen Periode hatte. Um Bestimmung der Glaubenslehre war ihnen nur wenig zu thun, sondern mehr um Kirchenverfassung und politisches Ansehen. Wenn der römische Bischof von andern nicht aufgereitzt wurde, so mengte er sich nicht in die entstandenen Streitigkeiten, und wenn er auch bisweilen sein Wort mit dazwischen spricht, so ists nicht mit dem Donner vom Peters Stuhl, sondern noch immer mit einiger Verträglichkeit gegen widerspänstige Partien.

Wie sich in den helldenkendern Köpfen des letzten Jahrhunderts dieser Periode nach und nach

deutlichere Begriffe entwickelten, und alles bey ihnen voll Thätigkeit war, die bisher angenommenen Religionswahrheiten auch mit der Philosophie ihres Zeitalters in Übereinstimmung zu bringen: so entwickelte sich fast in gleichem Verhältnisse bey einer entgegengesetzten Classe von Menschen — die Mystik. Es hat von jeher in der Kirchengeschichte eine Gattung von Menschen gegeben, welche vor jedem deutlich aufgeklärten Religionsbegriff wie vom Blitz geschreckt zurückfuhren, lieber in gewisse dunkle geheimnißvolle Worte sich versenkten, dabey aber, was bey dem Menschen nicht selten ist, der sich bloß durch Empfindungen leiten läßt, viel entschlossener zu den härtesten Verläugnungen waren, als jene mehr nach Überzeugung strebenden Köpfe. Je mehr sich die Religion durch Disputiren und Untersuchungen scharfsinniger Köpfe in eine bloß Gelehrtentheologie verwandelte: desto mehr ekelte es den Mystiker an derselben, und es fehlt alsdenn meistens nur an einem gewissen Hauptschriftsteller, der einer solchen Partie gleichsam den Sprachgebrauch verschafft. Vor dem neunten Jahrhunderte scheint Plato, wie er nämlich damahls verstanden und gebraucht wurde, das Repertorium des mystischen Sprachgebrauchs gewesen zu seyn: im neunten Jahrhunderte kamen die unterschobenen Schriften des Dionysius Areopagita auch im Occident in den Gang. Johann Scotus, der berühmte Hofphilosoph Carls des kahlen, hatte sie übersetzt, und gleich anfangs wurden sie immer vorzüglich in Klö-

stern gelesen. Giebt es auch wohl einen bequemern Sitz für das mystische Versenken in fromme Ausdrücke und fromme Empfindungen, als unter den Mönchen in einsamen Klostermauern. Bey dem niedrigsten Volk besonders in Italien und Frankreich fing die Empfindung an aufzuwachen, daß der äußere gottesdienstliche Prunk, welchen die Pfaffen als Hauptstück des Gottesdiensts rühmten, nimmermehr Gottesdienst seyn könne. Sonst waren bey allen mißvergnügten Partien, die in der Kirche entstunden, immer Lehrer gegen Lehrer, Bischöfe gegen Bischöfe, nun seit dem eilften Jahrhunderte trat das Volk gegen die Bischöfe auf: ein sicherer Beweis, daß das Vernunftwidrige mancher der wichtigsten angenommenen Lehrsätze recht auffallend war, und die Religion in ihren interessantesten, fühlbarsten Grundwahrheiten so verfälscht worden, daß das menschliche Herz keine Beruhigung in denselben mehr finden konnte.

622 16 Jul. Epoche der Hegira.

637 Die Araber erobern Jerusalem, indeß die Christen sich zanken, ob man Christo einen oder zwey Willen zuschreiben solle.

638 Diesem Streit wird weder durch Kaisers Heraklius Ekthesis, noch durch den zehen Jahre nachher erschiene-

nen Typus des Kaisers Constans geholfen.

680 Todesjahr Dagoberts I., der die ganze fränkische Monarchie vereint besaß.

711 Ökumenische Synode zu Constantinopel. Anathem den Monotheleten, und besonders dem römischen Bischof Honorius.

711 Umsturz des westgothischen Reichs in Spanien, durch die Araber.

726 Zu eben der Zeit, da durch das Edict des Kaisers Leo des Isaurers der Bilderkrieg veranlaßt wird, predigt der Engländer Bonifacius den Deutschen das Evangelium. Ungefähr zehen Jahre nachher schrieb Jo. Damasc. sein erstes sogenanntes theologisches System.

752 Den Merovingern wird auch nicht einmahl der königliche Nahme gelassen. Pipin, gesegnet vom Papst, setzt sich auf den Thron seines Herrn.

772 Anfang der Kriege Carls gegen die Sachsen.

774	Ende des longobardischen Reichs. Desiderius.
780	Gründung der sächsischen Bisthümer.
787	Zweyte ökumenische Synode zu Nicäa. Fast immer war es eine Dame, welche dem Bilderdienst aufhalf. Irene.
794	Auf der großen fränkischen Reichssynode zu Frankfurt dachte man anders von den Bildern als zu Rom und zu Constantinopel. Alkuin war zugegen. Auch von den Adoptianern wurde hier gehandelt.
800	Carl, Kaiser.
809	Synode zu Aachen, wegen der Streitigkeit vom Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne.
814	Carl der große stirbt, mit ihm das aufblühende Glück des ganzen Jahrhunderts.
816	Reformationssynoden im fränkischen Reiche. Allgemeine Ausbreitung der Erfindung Chrodegangs.
822	Kaiser Ludwig muß vor den Bischöfen

seines eigenen Reichs zu Attigny Buße thun.

835 Abt Hilduin schreibt sein Fabelbuch, Areopagitika.

845 Hinkmar, der mit Psevdisidorn gleich bey seiner ersten Erscheinung in Collision kam, wird Erzbischof zu Rheims; zwey Jahre nachher besteigt Rabanus Maurus, der bittere Feind Gottschalks, den mainzischen Stuhl.

851 Todesjahr des Paschasius Ratbert. Sein Gegner Ratramn überlebte ihn mehr als zwanzig Jahre, und erst nach dem Jahr 880. starb Johann der Schotte.

858 In einem Jahr bestiegen Nicolaus zu Rom und Photius zu Constantinopel den Patriarchenstuhl.

860 Auf einer Synode zu Aachen läßt sich König Lothar seine geliebte Walrade zusprechen. Dem König ist diese That verbittert worden; noch mehr den Beförderern derselben, den Erzbischöfen von Cöln und Trier.

863 Nicolaus excommunicirt den Photius;

läßt die pseudisidorischen Decretalen für wahr halten.

875 Der Papst lernt die Kaiserkrone austheilen, da Carl der kahle ihn zum Werkzeuge seiner Usurpation macht.

887 Carl der dicke behält von dem größten Reich kaum noch Lebensunterhalt. Gerade hundert Jahre nachher drang sich Hugo Capet auf den französischen Thron.

914 Johann X. und Theodora.

951 Der deutsche König Otto geht nach Italien, auf Einladung der schönen Adelheid.

961 Der heilige Dunstan wird Erzbischof von Canterbury.

968 Errichtung des Erzstifts Magdeburg.

993 Erstes Beyspiel, daß der Bischof von Rom einen Universalheiligen der christlichen Kirche macht; Bischof Ulrich von Augsburg genoß diese Ehre.

998 Römische Excommunication des Königs Robert in Frankreich, weil er eine

allzunahe Verwandtinn Bertha geheurathet.

999 Gerbert, da er itzt Bischof zu Rom wurde, dachte nun wohl auch anders von dieser Würde als vorher.

1007 Errichtung des Bisthums Bamberg, von Kaiser Henrich II.

1046 Henrich III. thut zu Sutri, was vor und nach ihm niemand als die Costnitzer Synode gewagt hat.

1049 Erste Veranlassung der Berengariusischen Streitigkeiten.

1053 Händel des Michael Cerularius mit dem römischen Bischof Leo IX.

1059 Römische Synode unter Nicolaus II. Der arme Berengar, was er damahls unterschreiben mußte! Genauere Bestimmung, wie künftig der Papst gewählt werden soll.

1074 Noch ist Gregor VII. kein Jahr auf dem Stuhl, so excommunicirt er auf seiner ersten Synode alle, die der Simonie, oder des Concubinats schuldig seyen. Auch der Normann Ro-

	bert Guichard, Herr von Apulien, wird excommunicirt.
1077	In dem Pönitenzjahre Henrichs zu Canossa ist der Carthäuserorden aufgekommen. Mathildinische Schenkung. Todesjahr Wilhelm des Eroberers.
1079	Die Seldschjuken erobern Syrien und Palästina. Neues Unglück über die Christen dieser Länder.
1085	Gregor VII. stirbt.

Ende des ersten Theils.

X 5196

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spittler, Ludwig Timotheus von, 1752-1810

Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche

Bd.: 1

Wien 1790

H.eccl. 1102-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10027737-3
VD18 90027299